Aus der Leihbibliothek

von Georg Draudt in Wien,

Wieden, Adlergasse Nr. 1025.

Das Abonnement beträgt in österr. Währung:

	ganzjährig	halbjährig	monatlich
1.) Für 1 Werk, oder ein einfaches Abonnement	fl. 8. 40 kr.	fl. 4. 73 kr.	fl. —. 85 kr.
2.) Für 2 Werke, oder ein doppeltes Abonnement	„ 12. 60 „	„ 6. 83 „	„ 1. 26 „
3.) Für 3 Werke, oder ein dreifaches Abonnement	„ 16. 80 „	„ 8. 73 „	„ 1. 68 „
4.) Für 4 Werke, oder ein vierfaches Abonnement	„ 21. — „	„ 11. 3 „	„ 2. 10 „

Nicht-Abonnenten zahlen für den Band täglich 4 kr.

☞ Die Leihbibliothek wird täglich mit den neuesten Erscheinungen der Literatur bereichert.

3058

Leier und Schwert.

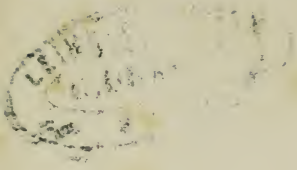
Eine Zukunftsnovelle

aus dem Nachlasse von

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Wien und Leipzig.
Druck und Verlag der typogr.-liter.-artist. Anstalt.
(L. C. Zamarski & C. Dittmarsch).
1864.

Leier und Schwert.



RBR
Jantz
#330

Leier und Schwert.

Eine Zukunftsnovelle aus dem Nachlasse

von

Heinrich, Ritter von Levitschnigg.

Wien und Leipzig.

Druck und Verlag der typogr.-literar.-artist. Anstalt
(L. C. Zamarski & C. Dittmarsch.)
1864.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/leierundschwert01levi

Erstes Kapitel.

Feuilleton und Leitartikel.

Nöthig, sehr nöthig bedünkt es uns, diesem Kapitel ein paar Zeilen Verwarnung vorauszusenden, wie die Depeschen an Bevollmächtigte an auswärtigen Höfen durch geheime Zeichen sich oftmals eines sehr elastischen Sinnes zu erfreuen haben.

Es hält nämlich heute zu Tage sehr schwer, geneigte Leser, einen Roman zu schreiben, wenn seine Handlung auch nur einigermaßen in den Zeitraum fällt, welchen wir die Geschichte der Gegenwart zu nennen pflegen. Das neunzehnte Jahrhundert ist ja das Zeitalter der historischen Kontraste. Du selbst bist ein gar wunderlicher Kauz geworden, und geberdest Dich in Deiner Vorliebe wie Abneigung zuweilen wie jene Heiden in Hinterasien, die heute ihrem Götzen duftigen Weihrauch streuen, und morgen denselben Fetisch mit einer stattlichen Bastonade beglücken. Denke nur an den deutschen Befreiungskrieg zurück! Damals läuteten alle katholischen Glocken ein frommes Willkommen, wenn das griechische Kreuz einem Pulk Kosaken vorgetragen wurde. „Leier und Schwert" wie die geharnischten Sonnette von Rückert galten als Lieblingslektüre am häuslichen Herde, und es war Dank des deutschen Tugendbundes,

Brauch und Sitte geworden, den Mann des Schicksales über dem Rhein mit Beinamen zu belegen, welche in keinem Wörterbuche feiner Lebensart zu lesen sein dürften.

Einige Jahre später schrieb Ludwig Börne, bei dem Lichte der Julisonne einen neuen politischen Roman, und das Antlitz jedes Touristen, der aus Frankreich heimkehrte strahlte wie Moses, wenn er eben das Allerheiligste verlassen. Auch dieser Nimbus verblaßte noch in den dreißiger Jahren. Das Rheinlied von Nikolaus Becker glich plötzlich gesungenem Rüdesheimer, und wer es auswendig lernte, der berauschte sich, und deutschthümliche Gedanken stiegen ihm zu Kopfe. Das hat sich nunmehr abermals weit anders gestaltet. Deutsche Sympathie wandte sich aufs Neue dem Westen zu. Unsere Herzen wiederhallten von dem rothen Schlachtgesang der Zuaven, weßhalb wir auch dem glaubwürdigsten russischen Bulletin ein bedenkliches Fragezeichen anzuheften pflegten. Es mußte für die russische Generalität ein sehr unheimliches Gefühl sein, hinter jedem ihrer Rapporte eine gedruckte caudinische Gabel stehen zu wissen

So ändern sich die Zeiten!

Wer aber bürgt uns vor einem neuen Umschlag des deutschen Glaubensbekenntnisses? Denke Dir also, freundlicher Leser, nachstehender Roman spiele zwar im neunzehnten Jahrhunderte im weiland römisch-deutschen Reiche, doch wisse man nicht mit Bestimmtheit zu berichten, ob er sich bereits begeben habe, oder erst nach einigen Jahren in die Szene gehen wolle. Du darfst also in der alten Reichsstadt, nach der wir Dich in diesem Kapitel zu führen gedenken, Deiner politischen Laune ungehindert die Zügel schießen

lassen, zumal wir uns weislich hüten werden, den Feind jener deutschen Stadtkinder namentlich zu bezeichnen, oder seine Soldateska in die bekannte kriegerische Tracht irgend einer europäischen Großmacht zu stecken. Es ist dies ein feines diplomatisches Kunststück, das wir der Schreibweise jener gewissen schlauen Historiker im Vormärz abgelauscht haben, die in ihrer Vorliebe für die Fahne mit den Lilien so weit gingen, daß sie Napoleon den Ersten als Marquis Buoparte und Generalissimus Ludwig des Achtzehnten die französischen Armeen kommandiren ließen.

Genug der Einleitung!

* * *

Es war im Sommer des Jahres 18.. an einem heiteren Morgen, daß der Redakteur Jeremias Lobesam in sehr verdrießlicher Stimmung mit großen Schritten in seiner Schreibstube auf und ab eilte. Es ist auch ein saueres Brod ein politisches Blatt zu leiten, zumal in kriegerischen Tagen. Ja, wenn man im Ministerium der Zukunft angestellt wäre, oder das Gras am Kaukasus wachsen hörte. So aber geräth man gewöhnlich in eine Parallele zur Genesis der Schöpfungsgeschichte. Man weiß so viel wie nichts. Ein kluger Mann hält sich da an das Schöngeistige, an das Feuilleton, kurz an die Untertasse seines Journales. Das belletristische Metier hat übrigens auch seine Dornen ohne Rosen. Fast jeder zweite Leser des Feuilleton lebt dem Ketzerglauben, man könne die Bulwer's aus der Erde stampfen, und ein Lessing wachse auf der flachen Hand. Dann die Komödianten! Es ist nicht genug, daß man sagt: „Mein

Herr, Sie sind ein Talma; mein Fräulein, Sie tanzen Goethe." Man muß noch beifügen: „Ihr Nebenbuhler ist ein Kouliſſenreißer, und Ihre Rivalin tanzt Cancan. Dann die Bühnenleitung in ihrer permanenten Erbärmlichkeit! Man braucht kein Daniel zu sein, aber das warnende „mene thekel upharsin" das eine Geisterhand über die Thür der Theaterkanzlei geschrieben, liegt doch klar vor aller Welt Augen, obgleich die Theaterdirektion, trotz ihres Schachergeistes zu wenig hebräisch zu verstehen scheint, um ohne Dolmetsch herauszuklügeln, was dies in schlichter deutscher Sprache besagen wolle. Ferner die Dichter mit ihrer scandirten Zärtlichkeit. So oft man feines Velinpapier rauschen hört, träumt man von einem inwendig Unsterblichen. In jedem Schulknaben steckt jetzt eine angeblich kürzlich flügge gewordene Nachtigal. Es ist aber nur ein lyrischer Schnupfen, der eben zum Durchbruch kommen will.

Also lauteten Lobesam's Gedanken.

Ein bescheidenes Klopfen an der Thür weckte ihn aus seinem finstern Brüten.

„Der Wolf in der Fabel!" dachte er.

Jeremias hatte sich nicht geirrt.

Es war in der That ein junger angehender talentvoller Dichter, der aber bei Lobesam in dem Verdacht stand, er betreibe die Metrik nur aus Liebhaberei, da er zu den Baronen des deutschen Reiches zählte, und in der Nachbarschaft der alten Reichstadt, in der Jeremias sein Blatt herausgab, auf einem adeligen Stammsitze hauste, in dessen Umgebung der Ritter von der Rebe, der gewaltige Magier Wein, gar viele Geister heraufzubeschwören pflegte, die bei

der Nymphe der kastalischen Quelle eben nicht in hoher Gunst zu stehen schienen. Auch hegte der Journalist noch eine anderweitige Antipathie gegen den bescheidenen Musenjünger, von der wir weiter unten hören werden. Lobesam empfing daher den Baron, den wir Gisbert nennen wollen, zwar sehr artig, aber mit schlecht verhehlter Ironie.

„Wie kommt," frug er, „solch freiherrlicher Glanz in meine niedere Hütte?"

„Ich war so frei, Ihnen ein Heft Lieder — —"

„Nachtschatten mitzutheilen," fiel Jeremias ein. „Dort liegt die Sammlung! Viel Gluth, viel morgenländische Fantasie, noch mehr abendländische Zärtlichkeit, leider aber, ja mir ist leid, sehr leid — —"

„Die Gedichte sind also schlecht?"

„Das eben nicht — im Gegentheile — erlauben Sie jedoch eine Frage — können Sie lesen?"

„Lesen? Was meinen Sie?"

„Vorlesen meine ich! Das konnte auch Schiller nicht. Wenn er vorlas, sollen alle Ratten in der Nachbarschaft Reißaus genommen haben. Das ist auch die einzige Aehnlichkeit, welche unsere meisten jungen Dichter mit dem Schwan von Weimar haben. Man möchte davon laufen!"

„Herr Redakteur!"

„Erlauben Sie nochmals gütigst! Diesen Witz muß ich mir für mein Insertionsblatt notiren."

Damit trat Jeremias an sein Schreibpult, brachte ein paar Zeilen zu Papier und las dann mit lauter Stimme:

„Eine Stube, in der Herr N. N. seine Gedichte vorliest, ist augenblicklich zu verlassen."

Der Baron griff nach seinem Hute.

„Ich habe die Ehre," versetzte er gelassen, „diesem Beispiele zu folgen."

„Bleiben Sie junger Freund," rief Lobesam, „Sie selbst sollen in letzter Instanz entscheiden! Lesen Sie mir doch gefälligst eines ihrer Liebeslieder vor!"

„Sie wünschen in der That — —"

„Nur Muth! Es hört uns ja Niemand!"

„Unverschämt," dachte Gisbert.

„Das Gedicht," fuhr er laut fort, „führt den Titel: „Der Bienenkorb."

„Ein Symbol der Fruchtbarkeit und des Fleißes."

Es lag viel Hohn in den Worten des Journalisten, der Baron gab ihm jedoch keine Antwort, sondern las ruhig wie folgt:

Ich weiß ein verborgenes Blumenbeet,
D'rauf täglich viel Bienen erscheinen,
Und was an Duft durch die Blumen weht,
Das rauben die emsigen Kleinen.

Und naht sich der Abend, und dämmert es sehr,
Und schlagen die Nachtigallen:
Dann kehren mit Honig beladen schwer
Zum Korb sie, vom Heimweh befallen.

Und kannst Du dies Gleichniß deuten nicht,
So sag' ich — wozu Dich belügen —
Der Korb ist Dein leidendes blasses Gesicht
Mit seinen tiefrührenden Zügen.

Im Herzen wuchern in wilder Zier
Mir tausend von blumigen Ranken,
D'raus kehren am Abend heim zu Dir
Als Bienen all meine Gedanken!

Jeremias sah offenbar verwirrt und überrascht zur Stubendecke empor. Er hatte ja nur den Titel, wie das Motto der Liedersammlung gelesen, wie es die meisten Redakteure zu halten pflegen, wenn sie ein Anfänger mit schönem Velinpapier, trefflicher Tinte, aber schlechten Versen heimzusuchen wagt. Hier war jedoch einiges Talent keineswegs in Abrede zu stellen. Lobesam gestand sich, daß er in den Fehler jenes muhamedanischen Feldherrn verfallen, der eine ganze Bibliothek verbrennen ließ, und zwar als überflüssig, wenn sie nichts Weiteres als den Koran enthalte, als schädlich und gefährlich, wenn darin anderweitige Dinge zu lesen sein sollten. Als gewandter Journalist wußte er jedoch sehr bald seine Verlegenheit zu bemeistern, und den alten ironischen Ton anzuschlagen, nur daß die Satyre nicht mehr dem adeligen Poeten galt, sondern die Armseligkeit der literarischen Zustände im lieben Deutschland zu geißeln versuchte.

„Nun, wie finden Sie dies Gedicht," begann er daher bitter lächelnd, „nicht wahr, es gefällt Ihnen? So drücken Sie doch los! Nicht wahr, das Gedicht ist hübsch, es ist sogar — —"

„Mein Herr!"

„Heraus damit! Es ist sogar sehr schön!"

„Und wenn ich dies glaubte?"

„Dann theilten Sie nur meine Meinung. Da steckt eben der Teufel! Ja, wenn es Mittelgut, wenn es lyrisches Lavendelwasser wäre, da möchte uns, falls es im Druck erschiene, wahrlich keine Sterbensseele anfeinden. So aber würden sämmtliche alte Sperlinge von einigem Renommée wie Stoßfalken über mich herfallen. Sie dürfen keine junge Nachtigall aufkommen lassen. Es ist bei diesem welken Geflügel Pflicht der Selbsterhaltung. Ja, Herr Baron, wenn Sie dereinst alt und heiser geworden, dann kommen Sie ebenfalls an die Reihe, dann werden auch Sie — singen dürfen!"

„Welche Satyre!"

„Mein voller Ernst! Ich kann Ihr Gedicht nicht abdrucken, einfach, weil es zu schön ist. Was wollen Sie? Die Menge hängt an bekannten Namen. Heinrich Heine schrieb ein Schmachtgedicht auf blaue Augen. Schreiben Sie Moritz Heine unter dies Lied, unter dies Meer von blauen Gedanken, und alle Welt schmäht über gefirnißten Unsinn. Es ist wahr, daß dies traurig ist, und es ist traurig, daß es wahr ist. Wir beide werden die Welt jedoch nicht ändern. Drucke ich Ihr Gedicht, dann kündigen mir alle alten Lyriker. Das ist so ihr Herrenrecht auf dem Parnasse! Die Menge aber, wie gesagt, klebt an bekannten Unterschriften. Man würde sagen, Lobesam's Blatt habe keine Namen, es heiße also nichts. Ich wäre verloren!"

Eine peinliche Pause folgte.

„Die Welt," sprach endlich Gisbert, „kennt sie als den Geist der Verneinung, man nennt Sie die verkörperte Ironie. Ich glaube daher noch immer, daß Sie noch einen

andern Grund der Weigerung im Rückhalt stehen haben, als die angebliche Schönheit meiner Gedichte.

„Das Motto", versetzte Jeremias, „ist freilich auch eine Art Hemmschuh. Es ist „an Aphanasia" überschrieben. Sie schwärmen für Ihre sonnigen Augen. Ich kenne hier nur drei Damen dieses Namens. Die Erste ist zwar noch immer eine sehr rührige Matrone, scheint aber an Jahren denn doch ein Geschwisterkind Methusalems zu sein. Auch trägt sie grüne Brillen. Die zweite ist zwar bedeutend jünger, hat aber nur ein Auge, und auch dies sieht so aus, als ob sie es blos in Pacht hätte. Es bleibt also nur die dritte jüngste Schönheit in Frage, und das ist meine Nichte Fräulein Aphanasia."

„Ihr Scharfsinn überrascht mich!"

„Das wäre eine hübsche Geschichte! Mein Stiefbruder, der stolze Bürgermeister Herbert, Aphanasiens Vater ist mir ohnehin nicht grün. Poesie und Bedlam sind ihm gleichbedeutende Worte, und die Journalisten vollends, diese Brut hält er für Anbeter des Teufels, zumal wenn sie so frei sind, so frei zu sein, die engherzige städtische Gemeindewirthschaft durch die Hechel zu ziehen. Auch hat er einen andern Eidam im Auge."

„Herrn von Langer?"

„Zu dienen!"

Der junge Mann wechselte sichtbar die Farbe, auch der Redakteur blickte nachdenklich vor sich hin.

Es hielt in der That schwer mit Bürgermeister Herbert zu verkehren, und namentlich stand ihm sein politischer Gegner Jeremias Lobesam, wenn auch nicht im Geringsten

gehässig, doch so schroff gegenüber, daß man Beide mit Recht mit den feindlichen Brüdern zu Messina vergleichen konnte. Ersterer war um mehrere Jahre älter, hatte sich zudem von Jugend auf dem Studium der Pandekten gewidmet, zwei Umstände, welche keinen Mäcen, keinen Lorenz von Medicis für dichterische Träume erwarten ließen.

In der Jugend ist das Herz wie der Körper dehnbar und schmiegsam. Man steht im Zeitalter der Liebe und Freundschaft, der Hingebung, wie des Heroismus. Das sind jedoch Blumen, die nur zu bald verwelken. Der Mensch wird alt. Die Haare werden grau, dann weiß. Man greift nach einer Perrücke. Die schönen Blumen sind unter Unkraut verkümmert, unter Nesseln und Dornen, die sich Egoismus, Unglaube, Geiz und Mißtrauen nennen. Man lacht über die Spielzeuge seiner Jugend. Die Jahre und Tage sind Kugeln, meint ein geistreicher Schriftsteller, die uns der Tod zuwirft, und die penetrantesten hat er für das Alter gewählt. Die ersten Schüsse haben nacheinander den Glauben an die Menschheit, an Tugend und Leidenschaft, ja selbst an das Glück getödtet! nun fliegen die letzten Kugeln, Sehnen und Muskeln erschlaffen, die Erinnerung erstirbt, selbst die Seele ergraut; der Tod zielt auf das Herz, er trifft das Leben!

Herbert stand noch im Stadium der ersten Nesseln und Dornen, blickte aber doch bereits bitter böse nach den wenigen Sommernächten der Jugend hinüber, in deren Rosenduft und Mondenschein er ja auch einmal schwelgte; es wurmte ihn ja im Stillen, daß er in derlei nächtigen Stunden sich nur mehr einen garstigen Katarrh oder Schnu-

pfen holen würde. So dachte er auch in politischer Hinsicht. Die Grenzen des großen deutschen Vaterlandes, die er einst fast noch weiter gezogen als Vater Arndt, waren ihm längst zum Weichbild der alten Reichsstadt zusammengeschrumpft, in der man ihn als weltliches Oberhaupt verehrte. Er war Patrizier jeder Zoll geworden, obgleich ihm in Stunden der Erregung zuweilen halb unbewußt Phrasen von den Lippen rauschten, die an Schnitt und Farbe an die welthistorische Größe der alten deutschen Hansa erinnern mußten. Der Deutsche schlief in der Brust des Reichsstädters. Es hätte aber eines Erdbebens wie bei Jericho bedurft, um den Schläfer zu erwecken. So wußte er selbst kaum um den Träumer, und noch weniger ahnte die Welt und sein Stiefbruder Jeremias von einer versunkenen Kyffhäuserburg mit einem andern Friedrich Barbarossa im Herzen des stolzen Bürgermeisters.

„Fliegen die Raben noch immer um den Berg?"

„Muß ich noch ein Jahrhundert verschlummern?"

Also frug sich Redakteur Lobesam wohl hundertmal in seinem Leben. Es war ein freisinniger Mann, dieser Stiefbruder Jeremias, auch Kosmopolit, doch früher Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe, und seine Seele fröstelte wenn er die gelichteten Reihen der Opposition musterte, die er noch gegen die Philisterschaft, gegen das Stockbürgerthum in seiner Vaterstadt in das Feld zu führen vermochte. Seine Satyre verscheuchte zudem so manchen wackern Kämpfer, der früher muthig dem deutschen Reichsbanner zu folgen gelobte. Stand doch einmal in seinem Blatte schwarz auf weiß zu lesen, die Bänke dieser Opposition seien einer

Ebene zu vergleichen, auf deren Plateau man höchstens hie und da einen Baum erblicke, und dieser sei meist eine Akazie, von der Linné sagte, „daß sie keine Frucht und wenig Schatten gebe, und sich gemeiniglich in jedem Boden heimisch fühle.“

Lobesam's Blatt war natürlich auch dem Senat der alten Reichsstadt ein Dorn im Auge. Jeremias war ja ein gefürchteter Taktiker. Geist, Witz, Humor, Ironie und Satyre bildeten seine Streitkräfte. Er hatte seine Plänkler seine leichte Reiterei, sein grobes Geschütz — und bei Gott, dies war grob — seine kongreviſchen Raketen; er wußte zudem von keiner Reserve, alles mußte ins Feuer, und wenn er auch fast immer den Quarre's der konservativen Bataillons gegenüber das Schlachtfeld räumen mußte, so hatte er doch so viel Unheil angerichtet, so manche Kanonen demontirt, so viele verwundet, daß man ihn haßte und scheute, gleich dem leidigen Gottseibeiuns!

Bürgermeister Herbert schäumte mitunter vor Zorn.

Herr von Langer war freilich aus ganz anderem Holze geschnitten. Der junge Mann zählte wie Gisbert zu dem ältesten und reichsten Adel in der Umgebung der Reichsstadt, besaß auch viel Talent und Wissen; sein Geist hatte sich aber schon längst der germanischen Heimath entfremdet, und wenn er zuweilen auch im Fall der Noth ein deutsches Vergißmeinnicht vor die Brust steckte, das Herz darunter schlug doch nur nach dem Takte des Grenadiermarsches, den man in einer fernen Weltstadt zu trommeln pflegte. War er doch in dieser Weltstadt erzogen worden. Sein Vater der als Bevollmächtigter eines kleinen Staates durch eine

lange Reihe von Jahren an dem dortigen Hoflager verweilte, galt als ein eben so starrer Egoist, als herzloser Diplomat. Beide Eigenschaften, die Ichsucht des Erstern, wie die Verschlagenheit des Letztern, gingen als geistiges Erbe auf den Sohn über. Dazu kam noch angeborener Ahnenstolz, was Wunder also, daß der Märzsturm die wenigen Blumen des Gemüthes knickte, die noch einsam auf dem Schneegefilde seines politischen Glaubensbekenntnißes zu schauen. Liberale Aeußerungen trugen für ihn fortan die phrygische Mütze, ja selbst hinter jedem Worte, das zu Gunsten der deutschen Einheit gesprochen oder geschrieben wurde, glaubte Langer „das rothe Gespenst“ stehen zu sehen.

Sein Vater prägte ihm jedoch bereits in früher Jugend den Wahlspruch des Fürsten Talleyrand in das Gedächtniß: „die Sprache sei dem Menschen nicht gegeben worden um seine Gedanken auszudrücken, sondern um sie besser verbergen zu können.“ Nach diesem Wahlspruch verfuhr er gegen jung wie alt, reich wie arm, namentlich aber, wenn er dem stolzen Bürgermeister gegenüber stand, denn Aphanasia's Liebreiz warf auch in dies eisige Herz einen letzten Sonnenschimmer eines wärmern Gefühles. Es galt also die Schwächen des Vaters ausbeuten. Wenn Langer daher von der glänzenden Vergangenheit der alten Reichsstadt sprach, so glaubte man mit Bestimmtheit, ihr städtisches Weichbild habe einst Karthago, Persepolis oder Palmira geheißen, obgleich seine einzige Berühmtheit meist nur in ein paar stattlichen Hotels bestand, darin Touristen aus allen Weltgegenden Champagner tranken oder in dem Buche der gemalten vier Kartenkönige herumblätterten.

Natürlich, daß Vater Herbert da behaglich zu lächeln begann. Auch besaß Langer eine benachbarte ausgedehnte Waldung, welche die Reichsstadt schon lange gern zu ihrem Territorium geschlagen hätte. Der verschmitzte junge Diplomat ließ nunmehr nicht undeutlich merken, wie freudig er bereit sein würde, dies gesammte todte Gehölze gegen eine einzige lebendige Rose umzutauschen. Bei so bewandten Umständen konnte Baron Gisbert im Vorhinein auf das Mißlingen einer ernsten Werbung schließen. Auch stand er Langer als geistiger Antipode fast so schroff gegenüber, wie Jeremias seinem Stiefbruder, wie der freisinnige Redakteur dem gewalthaberischen Bürgermeister.

Der Baron galt als ein wackeres junges Blut.

Sein Ahnherr, hieß es, brach zwar schon unter Horsa und Hengist mit dem Stolz und der Blüthe der walisser Tafelrunde, mit dem starken Lanzelot von See ein paar Lanzen in ritterlicher Weise, aber demungeachtet lasen die ungeschwächten Augen seines Urenkels auch von der Stirne des ärmsten Menschenkindes die Handschrift Gottes; auch glaubte er mehr an die Weltsendung Gutenbergs, als an die Heiligkeit seines endlosen Stammbaumes. Er bekundete ferner ein poetisches Gemüth, und trug wie jeder echte deutsche Dichter sein schönes Vaterland warm und redlich im Herzen. Gisbert war stolz darauf, ein Deutscher zu sein.

O Deutschland, mein Vaterland!

In Frankreich herrschte nach dem Kaiserreiche noch lange Tage der sogenannte Chauvinismus, welcher darin bestand daß die Franzosen nie müde wurden, mit ihrer Glorie zu prahlen, und das Wort „Français“ in einer

Weise aussprachen, daß man aus der Betonung alle Ueberlegenheit der großen Nation herausfühlen sollte. Ein Witzbold meinte, man könne diese Ausdrucksweise blos unvollkommen und zwar mit „Frrrrrrançais“ wiedergeben. O Deutschland, mein Vaterland! möchten auch für Dich bald derlei Tage kommen, wo jedes Deiner Landeskinder sich eines solchen germanischen Chauvinisme schuldig machte, doch nicht bloß im spöttischen Worte, nein, auch in der rettenden That!“

„Armer Gisbert!“

Also dachte Jeremias im Stillen. Auch schickte er sich eben an, dem armen Träumer das Trostlose seiner Liebe deutlich in das Gedächtniß zurückzurufen, als ihm beifiel, wie seine eigene Lage mit jedem Tage bedenklicher werde. Der Feind konnte über kurz oder lang vor den Thoren der Stadt stehen. Er aber ließ nicht ab, zu Gunsten der deutschen Fahne zu donnern. Im Senat hatten sich bereits zürnende Stimmen vernehmen lassen, und so konnte er sich wohl bald versucht fühlen, mit Pitt zu fragen, wie weit die Wilden Nordamerika's ihren Tomahawk zu schleudern pflegten. Deßhalb verstummte er aufs Neue und auch auf Gisberts Antlitz wollte die rothe Farbe heitern Muthes nicht wiederkehren.

In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen.

„Da naht sich ja schon,“ flüsterte Lobesam, „ein rothhäutiger Häuptling!“

Es war Vater Herbert.

Der Baron griff nach seinem Hute, steckte das Heft Lieder zu sich, und entfernte sich mit einer überaus artigen

Verbeugung. Die Brüder standen sich ein paar Augenblicke schweigend gegenüber.

„Guten Tag, Bruder Mummenschanz!“ begann Herbert, gezwungen lächelnd.

„Gott zum Gruße, Bruder Aschermittwoch! Was führt den Vertreter der stabilen Vergangenheit in das Redaktionsbureau der queckfilbernen Gegenwart?“

„Die Zukunft!“

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!“

„Laß die Possen! Du ahnst doch, warum ich kam?“

„Ich glaube weder an Ahnungen, noch pflege ich die Klopfgeister meines Tisches hierüber zu befragen.“

„Vielleicht geben Dir die Tagesbegebenheiten die erwünschte Antwort!“

Dies war ziemlich deutlich gesprochen, und doch mußte sich der Journalist die Ehre des brüderlichen Besuches nicht recht zu deuten. Zürnte man ihm im Allgemeinen, wie oben erwähnt, oder war es wirklich der Tageskourier seines Blattes, den man mit Acht und Bann zu belegen eilte? Dieser Kourier hatte sich freilich gar viele Sünden zu Schulden kommen lassen. Wurmte es die Väter der Stadt vielleicht, daß er die städtische Beleuchtung für eine Urenkelin der egyptischen Finsterniß erklärte? Oder kränkte es die stolzen Patrizier, daß er sie nicht für so feinnäsig halte, wie jenen unübertrefflichen Hühnerhund, der selbst die Schnepfen auf der Speisekarte stand? Hatte sich wohl gar der Theater-Direktor hinter die hohe Obrigkeit geflüchtet, weil Jeremias seinen Musentempel mit einem Hospital zum Wohle schlafloser Kranken verglich! Wer konnte bei so viel Satyre den

eigentlichen Stein des Anstoßes herausfinden? Lobesam riß daher, wie es Humoristen in solchen Fällen lieben, noch ein paar gottlose Witze über das Regime in der alten Reichsstadt.

„Noch einmal, laß die Possen," versetzte Herbert ärgerlich „es handelt sich um ernste Dinge!"

„Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!"

„Da Du nicht hören willst, scheint es besser, wenn ich gehe."

„Max bleibe bei mir! Ich höre."

„Wir haben so eben die Nachricht erhalten, daß nächstens eine entscheidende Schlacht geschlagen werden dürfte. Wird unser Heer geworfen, dann rückt der Feind in wenigen Tagen vor die Wälle unserer Vaterstadt. Dein Journal, obgleich daheim als Spottblatt verrufen, gilt auswärts als Organ der hiesigen Bürgerschaft. Du schreibst Bajonette."

„Auch die Werke der Stael-Holstein trugen Grenadiermützen."

„Gleichviel, man wird Dich hängen!"

„Sehr verbunden!"

„Das ginge noch an!"

„Sehr brüderlich!"

„Man könnte aber auch uns verantwortlich machen, kurz die arme Stadt brandschatzen, vielleicht plündern."

„Oder wohl gar den rothen Hahn, wie man im Mittelalter Feuersbrünste zu benennen pflegte, auf die Dächer flattern lassen! Das wäre doch eine Feierlichkeit zu Ehren der Sieger, im vollen Sinne des Wortes bei festlicher Beleuchtung des äußern wie innern Schauplatzes!"

„Hüte Dich! Du hast bereits etwas Aehnliches in Deinem gestrigen Leitartikel geäußert.“

Dieser Leitartikel wies in der That nichts von dem demüthigen Style, üblich, wenn man den Feind in der Nähe weiß, nein, er glich eher einer brennenden Lunte in der Nähe einer offenen Pulverkammer.

Man höre:

„Ich fürchte die Danaer,“ schrieb Jeremias, „auch wenn sie Geschenke bringen. Was sollen diese Friedenspsalmen des Feindes, halb Rosenduft, halb Pulverdampf?! Man möchte da beinahe wie jener französische König fragen: Wozu so viel Drohung bei so viel Liebe und warum so viel Liebe bei so viel Drohung? Alle diese süßen Worte sind nichts weiter als Brandbriefe, aus Hinterlist in ein Vaterunser gewickelt. Die letzte Proklamation namentlich soll ein Meisterstück im Geschmacke jener königlichen Scharlachdame sein, die ihre Gegner mit vergifteten Handschuhen zu umhalsen pflegte, und sollten wir dies seltsame Aktenstück zufällig nicht zu Gesicht bekommen, so kann uns nur der Gedanke trösten, daß wir das Urbild des Tartüffe gesehen und die wunderbaren und allerliebsten Märchen des seligen Freiherrn von Münchhausen gelesen haben.“

Das war nun freilich nicht die Schreibweise eingeschüchterten Sinnes.

„Ist dies ein Styl,“ frug Herbert daher mit Recht, „wenn man den Feind so zu sagen vor den Thoren weiß?“

„Sprichst Du als wohlmeinender Bruder oder als gestrenges Oberhaupt der Stadt?“

„Wenn Bitten nichts fruchten, so muß ich wohl zu Befehlen schreiten. Uebrigens erscheint bereits Morgen ein neues Journal, das Dir die Leviten schwarz auf weiß zu lesen gedenkt."

„Wunder über Wunder! Du begründest ein neues Zeitungsblatt?"

„Noth kennt kein Gebot."

„Es lebe die Polemik!"

„Auch andere Leute wissen die Feder in Upasgift zu tauchen.

„Ich fürchte mich vor keiner gedruckten Fehde. Sie hat im Punkte der Lebensgefahr zu viel Familienähnlichkeit mit jenem berühmten Cichorienmesser, das weiland in Raimund's „Alpenkönig" so viel homerisches Gelächter erregte."

„Gleichviel, Du bist gewarnt!"

„Vielleicht gesetzlich verwarnt?"

„Wie Du es nehmen willst! Du bist verantwortlicher Redakteur."

„Höre Bruder, in kriegerischen Tagen bin ich nur dem Patriotismus verantwortlich. Wenn dieser mir sein Bravo zujubelt, dann mögen mich die Väter der Stadt immerhin verdammen, dann kümmere ich mich keinen Deut um diese Sippschaft Gevatter Schneider und Handschuhmacher. So lange mein Gewissen kein Veto einlegt, wird in den Spalten meines Blattes nichts weiter zu lesen stehen als: Krieg, Krieg bis auf Messerstiche!"

„Genug des Haders! Meine Mission ist zu Ende."

„Noch zwei Worte, ehe wir scheiden! Erstens die Frage: wie heißt mein künftiger löschpapierener Gegner?"

„Herr von Langer."

„Wie ich gedacht! Der Mephisto macht sich. Der Pferdefuß ist bereits sichtbar!"

„Keine Anzüglichkeit, wenn ich bitten darf!"

„Nun zu meinem letzten Worte! Es gilt bloß Dir."

„Sprich, aber rasch!"

„Wenn das feindliche Heer die Wälle und Thore unserer Vaterstadt besetzt, und man Dich zu einer Wasserfahrt auf einem der Dampfboote laden sollte, welche dem Feinde Munition und Proviant auf unserm Fluße nachzuführen pflegen, dann besinne Dich, ehe Du die goldene Landungsbrücke überschreitest, die ihm Kleinmuth, Verrath und Krämergeist geschlagen; dann gib wohl acht, dann sieh Dich weislich um, ob Du nicht einen stattlichen Kriegsdampfer gewahrst, der auf seinem Schiffsschnabel eine bekannte Aufschrift trägt, ich meine den seit Napoleons Gefangenschaft historischen Namen — — Bellerophon!!"

Herbert prallte entsetzt zurück.

Jeremias trat schweigend an sein Schreibpult.

Der Bürgermeister entfernte sich hastig.

Zweites Kapitel.

Der Fechter von Ravenna.

Am Abend war bei Frau Warner, einer Schwester des Bürgermeisters, ein bescheidenes „Kränzchen," oder

wenn Ihr es lieber in einer fremden Sprache hört, eine kleine Soiree angesagt. Friederike Warner hatte ihren Gatten bei einer Emeute während der Bewegungsjahre verloren, blieb aber, was ihre Gesinnung anbelangt, demungeachtet ein Weib von echtem deutschen Schrot und Korn, dem das Wort Heimath nie zu leerem Schalle zu werden vermochte. Ihre Bildung ging jedoch viel über die engen Grenzen hinaus, in die man noch Anfangs dieses Jahrhunderts die Töchter Germaniens zu pferchen liebte. Man nannte sie einen geistreichen Blaustrumpf, ja ihr Stiefbruder Jeremias Lobesam, der sie unendlich liebte, äußerte sich einmal gegen einen seiner Freunde, Friedrike sei es bald nach ihrem Hochzeitstage wie der einst berühmten, nunmehr aber halbvergessenen Schriftstellerin Naubert ergangen, der bekanntlich ihr Gatte, da er Dank ihrer Bescheidenheit, nichts von ihrer Autorschaft wußte, mit ihren eigenen, prächtig gebundenen, gesammelten Romanen, eine freudige Ueberraschung bereiten wollte. Wie dem sei, Herz und Geist gingen Hand in Hand auf deutschem Pfade.

Schlimmer war es mit ihrer Nichte bestellt.

Aphanasia hatte leider ihre Mutter schon in ihrer frühesten Jugend durch einen jähen Todesfall verloren, und war daher in einem Pensionat erzogen worden, dari die deutsche Sprache als unscheinbares Aschenbrödel betrachtet wurde. Sonst gab man sich in dieser Anstalt nicht geringe Mühe, die Zöglinge mit dem glänzenden Firniß der sogenannten modernen Bildung zu übertünchen. Sie lernten verschiedene Sprachen und brauchten nicht erst aus dem Theaterzettel zu ersehen, daß Gutenberg die Buchdrucker

kunst erfunden habe. Weltgeschichte, Geographie, wie Naturhistorie und Physik blieben den Kindern nicht fremd, ja sie wußten auch aus der griechischen Mythologie zu erzählen, wie die Portefeuilles unter der Dynastie Zeus vertheilt worden. Man hütete sich bei der antiken Götterlehre freilich den goldenen Regen der Danae zu schildern oder den schönen Schwan zu beschreiben, welchen Prinzessin Leda so sehr liebte; dagegen drückte man ein Auge ganz und das Andere halb zu, wenn außer einer geschmacklosen Blumenlese aus ältern deutschen Dichtern, Monsieur Alexander Dumas und seine Geistesverwandten verstohlen von Hand zu Hand gingen, obgleich eine böse Zunge einmal behauptete, dieser Mann rühme sich, daß er tugendhafte Weiber durch seine ehebrecherischen Bilder lachen, und keusche Jungfrauen durch Prostitutionsszenen weinen mache.

Auch für die weitere Repräsentation im Salon ward glänzend gesorgt. Ein Klaviermeister aus der neuen Schule lehrte die Mädchen ein paar Walzer spielen oder eine italienische Lieblingsarie herableiern. Mehr hielt er für überflüssig. Der Mann war im Recht. Das Klavier ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein ledig es musikalisches Instrument. Gleich nach dem Hochzeitstage wird und bleibt der Flügel geschlossen. Bezüglich des Tanzes herrschte ein anderweitiger Uebelstand. Der Tanzmeister war gestorben, und die Witwe desselben, eine ehemalige Ratte des Ballets auf einer Hofbühne, führte das Geschäft ihres seligen Gatten auf eigenem Fuß mit schönem Erfolge weiter. Gegen ihren Unterricht ließ sich auch nicht das Mindeste einwenden, nur wäre sie zu Zeiten des alten Hellas als Tänzerin weit verwend-

barer gewesen, da sie nicht bloß die antike Tanzkunst, sondern auch das Kostüme der griechischen Daphne oder badender Nymphen nachzuahmen wußte.

Wir schreiben dies einem geistreichen Spötter nach.

Was endlich die Hauptsache, die Weckung deutschen Geistes und vaterländischer Gesinnung anbelangte, so erklärte man dies nicht bloß für schlechten Ton, nein man verglich es geradezu der Mühsal mit dem Siebe der Danaiden; kurz man huldigte der Ansicht, es nütze blutwenig bei Charpie, wenn man auch wisse, aus welchem Stoffe die einzelnen ausgeschiedenen Fäden einmal bestanden, sie würden doch nie wieder zu einem neuen Stück Leinwand werden. Ach, Deutschland, mein Vaterland, es gibt leider gar viele derlei Pensionate in deinen Gauen! Aenderung ist nicht so bald zu hoffen. Man betreibt zumeist die Erziehung darin mit frostiger Berechnung des Gewinnes, und die Liebe zur Heimath bedarf glühender Lohe.

Wir haben noch keinen Eiszapfen gesehen, der zum Transpiriren eingenommen hätte!

Es läßt sich also leicht denken, daß Aphanasia, als sie in das Vaterhaus zurückkehrte, die Welt nicht mit jenem klösterlichen Zagen betrat, wie es in der nachdenklichen deutschen Natur zu liegen pflegt, sondern fast mit der Frivolität einer Modedame, die keine Heimath kennt als den Salon und kein Allerheiligstes als ihr verschwiegenes Boudoir. Der Umgang mit ihrer Tante, die begeisternden Worte ihres Oheims, so manches herrliche deutsche Buch, das ihr Beide wie absichtslos in die Hände zu spielen wußten, weckten jedoch ihren Geist aus seinem narkotischen Winterschlafe

und da sie zudem gleichfalls ein poetisches Gemüth besaß, so schien noch nicht Alles verloren, und es bedurfte vielleicht nur der Hand einer reinen, keuschen Liebe, um sie auf den Pfad zurückzuführen, der Deutschlands Töchter einzig und allein zum wahren Heil zu leiten vermag.

Die ernste Zeit war ferner gleichsfalls in Anschlag zu bringen.

In kriegerischen Tagen pflegt ja die schönere Hälfte des Menschengeschlechtes, die alles zur Koketterie benützt, also auch das politische Glaubensbekenntniß, das Banner ihrer Gesinnung fast noch muthiger zu entfalten, als die Häupter des blutigen Schisma; nur geschieht es da meist, daß der Liebesgott diese Fahne vorträgt und sie daher mit den Farben schmückt, welche an der Schärpe des begünstigten Verehrers zu schauen. Anbeter gab es natürlich auch bei der reizenden Aphanasia in Hülle und Fülle, einiger Auszeichnung erfreuten sich jedoch bisher nur Gisbert und Langer.

Wer aber war der Auserwählte?

Das Fräulein wußte es selbst nicht zu bestimmen. Baron Gisbert bewarf sie freilich mit poetischen Blumen, nnd das Motto seiner Liedersammlung war ihr auch ohne die gedruckte Vermittlung Lobesam's kein Geheimniß geblieben, aber die Metrik ist nicht die gerade Heerstraße, auf der man am raschesten zur Eroberung eines weiblichen Herzens vorschreitet. Der Eitelkeit schöner Frauen pflegt es freilich zu schmeicheln besungen zu werden, zumal wenn es von einem bereits gefeierten Dichter geschieht, aber den Zauber, den träumerische Gedichte ausüben, besitzen die

Artikel eines Mode-Ateliers, wie echte Blonden, künstliche Blumenguirlanden und persische Shawls in noch höherem Grade. Man versuche es nur einmal, ein weibliches Geplauder über den Trousseau einer französischen Dame durch den Vortrag verliebter Lieder zu unterbrechen und man wird schwerlich zu Worte kommen; umgekehrt mag man den Frauen auch immerhin ein elegisches Gedicht, Zeile für Zeile hochpoetisch wie der kostbare Vers Lenau's

„Weiter soll sich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen!"

vordeklamiren, und es braucht doch nichts weiter, als daß ein Kammerkätzchen mit einem neuen Stücke weiblicher Toilette in das Boudoir tritt, und Lenau wie Deklamator gerathen in herzlose schmähliche Vergessenheit.

Es ist überhaupt ein großer Irrthum von uns Dichtern, selbst wenn wir uns einer leiblichen Bühnengestalt auf dem Liebhabertheater der großen Welt erfreuen, wenn wir glauben, daß man weibliche Neigung zu ersingen vermöge. Es ist dies unter hundert Liebesgeschichten kaum einmal wirklich der Fall. Eine Schwalbe macht aber keinen Sommer. Bei einer wahrhaft empfindsamen Seele bringen wir es gewöhnlich nur dahin, daß sie uns bei dem endlichen Korbe tröstend zuruft: Du hattest Dich in dieses Herz geschrieben, Du warst sein Gott, doch seine Liebe nicht! Bei robustern Weibern, wo die Materie vorwaltet, heißt es fast immer, wie einmal Betti Paoli gedichtet, wunderherrlich seien unsere Verse zum Ohre gedrungen, tausend Dank

dafür, „doch Du selbst auch bist meinem Herzeu nur ein Lied, ein Ton, ein Klang!“

So stand es auch hier.

Herr von Langer besaß gediegenes geographisches Wissen auf dem Gebiete des weiblichen Herzens. Seine Länder- und Völkerkunde in der Welt der Liebe war weit umfassender als die schwanken, traumhaften Begriffe, wie sie ein junger Dichter auf diesem Territorium sich anzueignen vermag. Er war nicht umsonst in einer Weltstadt ersten Ranges zum Dandy herangeschossen. Der Salon, nicht der Parnaß ist die Pflanzschule der Lovelace, eines Lauzun oder Don Juan. So wußte er denn auch durch tausend kleine Aufmerksamkeiten und Huldigungen, schwer zu beschreiben, gesprochener Weihrauch, sich Aphanasien allmälig fast unentbehrlich zu machen, ja er glaubte beinahe schon die Stunde berechnen zu können, wo der ewig wachsame und getreue Sklave und Diener gefahrlos die Larve lüften werde, um das Antlitz des strengen Gebieters zu weisen.

Doch zurück zu unserm Kränzchen!

Der Abend brach heiter und freundlich herein. Auf dem großen Platze vor dem Springbrunnen trieb sich eine ziemlich zahlreiche Menschenmenge herum. Droschkenführer, die einer Kundschaft harrten, Mägde, die ihre Wasserkrüge füllten, Lastträger, die in Folge der Zeitwirren Tagüber keine Arbeit gefunden, Höckerinnen, um deren Stände sich Kinder drängten und balgten, Lustwandelnde, die im Vorüberschreiten einer derben Kritik unterzogen wurden, bildeten ein buntes Gemisch, und es braucht wohl nicht erst erwähnt

zu werden, daß die müßigen Gaffer zwar die Hände in den Schoß legten, dafür aber die Zunge um so rühriger walten ließen, wobei erprobte Kannegießer politischer wie sozialer Schattirung natürlich das große Wort führten. Die Kunde von der bevorstehenden entscheidenden Schlacht war auch auf den lauten Markt gedrungen, so manche Maßregeln der hohen Obrigkeit, die eben nicht in den deutschen Farben prangten, hatten die Menge erbittert, und so erschien das Gewühl als eine Art Scherbengericht, bei dem man selten ein mildes Urtheil zu fällen pflegte. Der eigentliche Sprecher mochte ein riesiger Proletarier sein, der sich als Karrenschieber mühsam sein Brod verdiente, aber trotz seines gebückten Gewerbes nicht sonderlich geneigt schien, seinen Rücken mehr als nöthig zu krümmen. Auch erfreute er sich einer wahren Stentorstimme.

Der Schreihals figurirte daher auch bei diesem Scherbengerichte als Tambourmajor, und wenn er aufstand war es gerade, als ob ein großes Rohr mit einem gewaltigen silbernen Knopfe in die Lüfte fliege, der reglementsmäßige Wirbel fiel gleich darauf ein. Sein Herz saß übrigens auf dem rechten Flecke, nur strömte sein Blut so heiß zum Kopfe, daß er bei dem Anblik einer zufällig vorüberwandelnden mißliebigen Persönlichkeit einem Stiere glich, der plötzlich etwas Rothes gesehen. Als treuer Kumpan stand ihm dabei ein alter Harfenist zur Seite, der die Satyre zur Grobheit fügte, und bei den Klängen seiner halbverstimmten Harfe die Schwächen unbeliebter Stadtkinder in Versen aus dem Stegreife zu geißeln wußte. Der Mann hatte einst bessere Tage gesehen, und galt damals als tüchtiger Impro-

visator. Eine unselige Liebschaft wie spätere Trunksucht trieben ihn von der Bühne auf die Straße.

Bürgermeister Herbert und Herr von Langer zählten in Folge ihrer politischen Gesinnung natürlich keineswegs zu den Lieblingen der hier versammelten Menge. Auch bestätigte sich hier die Wahrheit des Sprichwortes von dem Wolf in der Fabel. Der Karrenzieher ergoß sich nämlich eben in bittere Glossen über das Oberhaupt der Stadt und seinen treuen Schatten, wie er Herrn von Langer nannte, als der Zufall auch Beide vorüberführte. Lag doch das Haus, das Frau Warner bewohnte dem Springbrunnen gerade gegenüber. Uebrigens gedachten weder Herbert, noch sein Gefährte unmittelbar bei der genannten Dame vorzusprechen, nein, der Erstere hatte noch auf dem Rathhause ein paar Geschäfte zu besorgen, und Langer wollte in einer gleichfalls in der Nähe liegenden Druckerei die letzte Korrektur seines Blattes vornehmen, dessen erste Nummer bekanntlich bereits morgen ausgegeben werden sollte.

Der Bürgermeister war ein zu strenger und gefürchteter Mann, als daß sich der Volkswitz an ihm zu versündigen wagte. Die Menge begnügte sich daher mit einem verdächtigen Gemurmel, das man jedoch nicht rügen konnte, da ja die Hüte und Mützen in scheinbarer Achtung von den Köpfen flogen. Mit Langer verfuhr man schon derber. Stichelworte wurden hie und da hörbar, namentlich rauschte von den Lippen des Karrenziehers ein Fluch, bei dem das Schmähwort „Landesverräther" sehr deutlich in die Ohren klang. Auch der Harfenist steuerte sein Schärflein bei. Sein Lied lautete:

Herr Judas Rothbart schmückt sich gern,
Ist jetzt auch guter Dinge;
Hat er doch jüngst verkauft den Herrn
Um Dreißig Silberlinge!

„Volksstimme, Gottesstimme!“ murmelte der Bürgermeister leise vor sich hin.

„Volksstimme?“ spottete sein Gefährte, der eben verhöhnte Dandy mit lauter Stimme. „Ja, wenn man das Wort Volk so deutet, wie „Volk, Gefolge, Ritter, Reisige“ auf dem Theaterzettel zu nehmen sind, nämlich nur „einige Menschen.“ In Frankreich hat man dafür einen andern Ausdruck. Man sagt geradezu: Kanaille!“

Damit bogen beide um die Ecke. Es war ein Glück für Langer, daß in diesem Augenblicke ein neues Pärchen über den großen Marktplatz schritt; sonst hätte ihm die Menge wohl ein paar überaus seltsam klingende Ehrentitel nachgeschleudert. So aber hatte das Scherbengericht ein weit freundlicheres Urtheil zu fällen. War es doch der Liebling des Volkes, der unerschrockene Redakteur Jeremias Lobesam, der seine Nichte zu ihrer Tante geleitete. Dies Mal flogen die Hüte und Mützen sturmhaftig von den Köpfen, und hie und da wurde auch ein weithinschallender Jubelruf hörbar. Lobesam winkte freundlich mit der freien linken Hand, auch Fräulein Aphanasia grüßte sehr leutselig.

„Eine hübsche Dirne!“ flüsterte eine Höckerin.

„Der Apfel fällt leider nicht weit vom Stamm,“ rief der Karrenzieher mit lauter Stimme.

Noch herber klang die Apostrophe des Harfenisten. Man höre:

Wer sich sein Herz läßt stückweis rauben,
Behagen hegt an fremdem Tand,
Hat auch, ihr dürft auf's Wort es glauben,
Kein ganzes Herz für's Vaterland!

Aphanasia erblaßte. Jeremias schüttelte wehmüthig das Haupt. Noch zorniger sah ein junger Mann bei dieser Kritik einer Dame, die er so innig im Herzen trug. Es war Baron Gisbert, der dem Pärchen von Weitem folgte. Uebrigens hatte er, was ihn selbst anbelangt, nicht die geringste Ursache zu grollen, denn er zählte gleichfalls zu den Schoßkindern des Volkes, und was man sich, als er vorüberschritt, gegenseitig in die Ohren raunte, waren Ausbrüche ungeheuchelter Neigung und Vorliebe.

„Ein deutsches Herz!" sprach der Tambourmajor.

Der Harfenist spielte die Weise: Lützows wilde verwegene Jagd.

Derlei Scherbengerichte oder Meetings aus dem Stegreife gingen seit einigen Tagen auch an andern öffentlichen Orten, kurz sehr häufig in die Szene, und so war es kein Wunder, daß man in dem Salon der Frau Warner diese Symptome erwachenden Volksbewußtseins als denkwürdiges Zeichen der Zeit einer langwierigen Debatte unterzog, so daß es bald nach den ersten Begrüßungen den Anschein gewann, als befinde man sich keineswegs in einem traulichen Kränzchen geselligen Vergnügens, sondern in den Appartements einer Madame Roland, darin es Brauch und Sitte, die brennenden Fragen des Tages zu erörtern. Wüster Lärm auf dem Marktplatze unterbrach jedoch schon in der nächsten halben Stunde den erstaunt aufhorchenden Thee-

zirkel. Niemand wußte sich zu erklären, was der Tumult zu bedeuten habe. Das Räthsel ward zum Glücke in einigen Augenblicken gelöst. Ein junger Mann, der sich verspätet hatte, brachte nämlich die Kunde, daß man im Theater, das hinter dem Springbrunnen lag, bei irgend einer politischen Anspielung, plötzlich nach dem Theaterdirektor rief, und von ihm Aufklärung verlangte, warum der in neuester Zeit abermals sehr populär gewordene „Fechter von Ravenna" vom Repertoire verschwunden, obgleich er für den heutigen Abend bereits angesagt gewesen. Der Leiter des Thespistempels entschuldigte sich mit einem höheren Befehle. Das Getöse wurde hierauf noch bedrohlicher, so daß die städtischen Konstabler sich gezwungen sahen, einzuschreiten und das Fallen des Vorhanges zu gebieten. Der wüste Lärm auf dem Marktplatze rührte von dem unwillig heimkehrenden Theaterpublikum her.

„Das war das Tell-Geschoß!" flüsterte Gisbert.

„Ja," antwortete Lobesam, „mein Bruder Herbert scheint ein Repriß jener meuterischen Szene zu Brüssel zu fürchten, die sich an dem bekannten historischen Abend nach der Aufführung der „Stummen von Portici" ereignete."

„Tendenzstücke," meinte der Baron, „sind in sturmbewegten Tagen freilich etwas gefährlich."

„Ihr Wort in Ehren, Herr Baron," fiel Frau Warner ein, welche dem Gespräche eine anderweitige friedlichere Färbung und Richtung zu geben versuchte, „aber das Wort Tendenzstück scheint hier nicht an Ort und Stelle zu sein. Eine Mutter, die nur die Ehre ihres Vaterlandes wie ihres Hauses zu retten, den eigenen geliebten Sohn erschlägt, ist

in Wahrheit eine geheiligte Mater dolorosa, bei deren Anblick selbst die unbeugsamen Götter gedemüthigt in Thränen ausbrechen und das unbeugsame Fatum verwünschen. Hier hört die Tendenz auf, und das Ewige im Menschengeiste tritt sieghaft und majestätisch in den Vordergrund."

„Das Tragische in diesem Trauerspiel," meinte Jeremias, die geheime Absicht seiner Schwester mißverstehend, „liegt zudem in seiner historischen Wahrheit. Der Titelträger Thumelikus ist in der That der deutsche Michel, wie er leibt und lebt. Dieser Gladiator repräsentirt den erlahmten Enkel Teuts, dem es in seiner Entartung reizender und glorreicher bedünkt, das färbige Band eines fremden Potentaten in das Knopfloch zu schlingen, als die Waffenehre seines Heimatlandes „gegen Freund wie Feind" zu vertreten. Ja, die deutsche Größe wächst nur aus dem Grabe!" Deßhalb ist es heilsam, daß man derlei Stücke dichtet, welche als eine Art getreuer Eckhart dem deutschen armen Sünder in den tiefsten Irrgärten der Politik ein warnendes Memento mori zurufen."

„In diese Nacht geschichtlicher Trostlosigkeit," sprach Gisbert, „steigt Thusnelda als ein zwar vernichtender, aber läuternder Strafengel des Herrn herab. Mich bedünkt sie eine Verkörperung der deutschen Poesie. Ach, nur die deutsche Muse verzweifelt noch nicht an der Wiedergeburt Deutschlands, und hofft, sie werde denn doch einst jenen sagenhaften Kaiser erwecken, sei sein eisgrauer Bart auch seit Jahrhunderten durch eine Steinbank gewachsen!"

„Die übrigen handelnden Personen hingegen," fuhr Lobesam fort, „sind gewöhnliche Theaterfiguren, namentlich

erscheint mir Kaligula als ein schwacher Abklatsch Richard des Dritten, wie schon die Erzählung des Traumes erhärtet. Aus Lycisca hätte sich etwas gestalten lassen, etwa eine handveste „Louve," wie sie in den „Geheimnissen von Paris" geschildert worden. Es bleibt jedoch bei dem bloßen Anlaufe. Lobenswerth ist zudem die geschickte Mache. Das spät gelüftete Inkognito des Autors verbarg nur Uneingeweihten den gewandten Dramatiker. Hier ist Bühnenkunde, hier versteht man sich auf den Theatereffekt, kurz das Geistige wie das Bühnliche weisen diesem Stück einen Ehrenplatz im deutschen Repertoire an."

„Einverstanden," bemerkte der Baron, „vergessen Sie jedoch nicht auf seine Schattenseite!"

„Und diese wäre?"

„Die alltägliche Sprache! Abgesehen von dem glatten, fließenden Versbaue fehlt es an dem „Coeur de rose" an dem Duft der Wunderblume Poesie. Mag die gedruckte Guillotine, wie man die Kritik der Gegenwart nennen darf, ihre Vertreter auch ein Zetergeschrei erheben lassen, ich lebe doch der Ueberzeugung, daß der Zauber der Diktion das wesentlichste Ingredienz zu der Unsterblichkeit eines Stückes abgebe. Ohne den Nimbus der Sprache wären weder „Othello" noch die „Jungfrau von Orleans," weder „Egmont", noch „Makbeth" unsterblich geworden. Othello bleibt uns unvergeßlich, „weil er nicht weise liebte, doch zu sehr." Die arme Jeanne d'Arc ist ein Gebilde aus Himmelshöhen, „weil es in den Zweigen heil'ger Eiche ihr gerauscht;" der niederländische Graf spricht so warm zu unserm Herzen, weil auch wir hängen an der „süßen freundlichen Ge-

wohnheit des Daseins", und der blutige Königsmörder gilt uns als so entsetzlich, „weil alle Wohlgerüche Arabiens nicht zu versüßen vermochten die kleine Hand seiner Lady." Dieser Duft der Wunderblume der Poesie fehlt dem „Fechter von Ravenna" gänzlich.

„Halten Sie sich also an die historische Wahrheit!" eiferte Jeremias.

„Sie meinen?"

„Daß Sie selbst diese Wahrheit illustriren, Herr Baron!"

„Das wäre?"

„Ja, Mutter Germania ruft auch jetzt nach ihrem Sohne, aber Gisbert will so wenig hören, als Thumelicus."

Der Baron blickte verlegen zu Boden.

„Und sie wimmert doch sehr, diese larmoyante Thusnelda", warf Aphanasia schalkhaft ein.

„Wenn alle deutschen Mütter," sprach Langer, der eben mit Herbert eintrat, „so zudringlich sind, wie die obengenannte Dame, so danke ich Gott, daß dies die einzige Erfahrung ist, die ich an deutschem Mutterthume gemacht habe."

Eine sehr lästige Pause folgte.

Jeremias unterdrückte mit Mühe eine bittere Bemerkung, die Gesellschaft stutzte, nur Frau Warner besaß Geistesgegenwart und Fassung genug, durch eifriges Anbieten von Thee und sonstigen Erfrischungen die allgemeine Verstimmung zu bemänteln.

„War dies Ihr Ernst?"

Also frug der Baron an den Seitentisch tretend, an dem Aphanasia und eine Freundin in den daselbst aufliegenden Büchern blätterten. Das Fräulein befand sich in keiner rosigen Laune. Die Kritik auf öffentlicher Straße hatte sie erbittert, und das frühere Gespräch goß noch Oel in die Flammen ihres geheimen unpatriotischen Aergers. So wies sie denn unmuthig auf das eben aufgeschlagene Blatt eines Buches, das Anekdoten und Bonmots aus dem Leben berühmter Persönlichkeiten enthielt.

Gisbert las mit peinlicher Ueberraschung, wie folgt:

„Man bemitleidete weiland einen verliebten Verehrer der Frau von Stael, da sie denselben mit verletzender Kälte zu behandeln pflegte. „Er würde sich," sprach eine Dame, „für Sie in das Wasser stürzen, so lieb trägt er Sie im Herzen." — Frau von Stael antwortete ihrer Freundin lakonisch: „Ich schwimme nie und er langweilt mich immer!"

Der Baron blickte seiner schönen Peinigerin schmerzlich in das Auge.

Aphanasia lächelte boshaft vor sich hin.

Es war auch keine Zeit zu einer weitläufigen Erwiderung, denn Bürgermeister Herbert, welcher das kurze Stelldichein zwischen Aphanasia und Gisbert wahrgenommen, rief seine Tochter zu sich, und ließ sie auch den ganzen Abend über nicht wieder aus seinen Augen. Das allgemeine Gespräch nahm seinen Fortgang, nur daß es sich nunmehr auf rein socialem Gebiete bewegte, wobei es jedoch Langer nicht unterließ, hie und da ein par bittere Sarkasmen über die sogenannten tugendhaften Deutschthümler einzu-

schalten. Jeremias gedachte seiner scharfgeschliffenen Feder und meinte, es werde bald die Zeit kommen, vollgiltige Repressalien zu üben. Deßhalb verließ er bald nach dem Eintritte seiner beiden Gegner den Salon. Auch Gisbert folgte geräuschlos seinem Beispiele.

Wir wollen vor der Hand den Schritten des Letztern folgen.

Auf dem Exerzierplatze vor den Wällen, so genannt, weil sich daselbst die Miliz der alten Reichsstadt in der Handhabung der Waffen zu üben pflegte, gab es an jenem Abend ein Seitenstück zu „Wallensteins Lager.“ Ein reicher Edelmann, der früher als Oberst in den Diensten einer deutschen Großmacht gestanden, hatte sich kürzlich in dem Hôtel hart an der Eisenbahn einquartirt, und betrieb daselbst die Werbung einer fliegenden Freischaar mit einem Eifer und einer Ausdauer, welcher dem wackern Veteranen zur hohen Ehre gereichte. Er war ein Graf Pappenheim jeder Zoll. Die Werbung gestaltete sich auch, zumal in den letztern Tagen, überaus ergiebig.

Hier wusch ein ehemaliger gedienter Reiter, der auf einem eigenen Pferde seinen unfern gelegenen Pachthof verlassen hatte, die Gebeine seines wackern Renners mit Seifengeist, hier wiederholte ein Rekrut auf eigene Faust die am Tage eingeschulten Handgriffe. Ein paar alte Jäger erzählten bei einem Becher Rebensaft ihre Abenteuer im Felde wie im Forste. Mehrere junge Bursche vergnügten sich an einem Kartenspiele oder überboten sich an zärtlichen Worten gegen eine schmucke Marketenderin, die freilich mehr als ein Dutzend Jahre weniger zählte als ihre Na-

mensschwester, die historische Gustel von Blasewitz. Auch fehlte es nicht an Klang und Sang. Vater Arndt und Theodor Körner lieferten den Text zu den kampfesmuthigen Tönen. Es schien ein wirkliches Stück Deutschland aus der Zeit des Befreiungskrieges, das man hier zu Gesichte bekam; auch ging in der That der Geist von Anno Dreizehn durch die Reihen der Freischärler.

Gisbert blickte nachdenklich nach diesem kriegerischen Schauspiele.

Sein Weg führte ihn zudem unmittelbar über den Exerzierplatz, da er gleichfalls, so oft er nach der Reichsstadt fuhr oder ritt, in dem weiter oben erwähnten Hotel einzusprechen pflegte. Auch zählte der alte Oberst zu seiner Blutsverwandtschaft. Ihre Gemächer befanden sich zudem auf derselben Flur. Als der Baron die Treppe hinanstieg, schollen ihm derbe Flüche und Schmähungen aus dem offenen großen Saal entgegen, der an das Appartement seines Verwandten stieß. Es waren daselbst die Offiziere der Freischaar versammelt, und galt ihr Groll einem jungen Edelmann von Gisberts Statur, der als Lieutenant zu der Fahne des Obersten geschworen, und demungeachtet heute Nachmittag einen Absagebrief geschrieben, aus Familienrücksichten, wie er vorgab, in der That jedoch in Folge eines Anfalles des berüchtigten Kanonenfiebers, da ein Kourier am selben Tage mit dem Marschbefehl für die Freischaar in der Reichsstadt eingetroffen war. Die Treppe wurde gewöhnlich nicht sehr glänzend beleuchtet, und so war der Irrthum verzeihlich, daß man den Baron für den Ausreißer gehalten und demgemäß auch in einer Art begrüßt

hatte, die auch das demüthigste Menschenkind nicht als ein artiges Willkommen betrachtet haben würde.

„Sollte dies ein Wahrzeichen sein?“

Mit diesen leise vor sich hingeflüsterten Worten trat Gisbert hastig in den großen Saal. Allgemeine Ueberraschung! Die Offiziere erhoben sich und erschöpften sich in Entschuldigungen. Der Baron sah aufs Neue überaus nachdenklich vor sich hin. Der alte Oberst betrachtete ihn schweigend, doch erwartungsvoll. Hatte er Gisbert doch schon ein paar Mal mit Bitten bestürmt, ein paar Schwerthiebe zur Ehre Deutschlands zu versuchen. Der junge Mann mochte sich jedoch bisher zu keiner entschiedenen Antwort entschließen. Werft keinen Stein auf ihn! Auch ein Halbgott spann einst an dem Rocken der „rosenduftigen“ Fürstin aus Lydien.

Man erzählte dem Baron die Geschichte der Memme.

„Zum Glück hat der Feigling,“ sprach ein Reiteroffizier „seine Uniform sammt sonstiger Equipirung, die er freilich auch noch nicht bezahlte, zurückgelassen. Ich bin froh, daß ich einer solchen Kameradschaft ledig geworden. Es wird sich wohl bald ein tüchtiger Ersatzmann für diese lebendige Zitterpappel finden.“

Gisbert griff nach einem Pokal voll Rheinwein.

„Auf Euer Wohl, Kameraden,“ rief er entschlossen, „falls Ihr mich anders die Rolle dieses Ersatzmannes spielen lassen wollt!“

Allgemeiner Jubel!

Der Reiteroffizier stürmte wie besessen in die Nebenstube.

„Komm Bruder," jauchzte er, „Du mußt dich augenblicklich in die Uniform werfen!"

Der Jubel ward noch lauter, als beide zurückkehrten.

„Prachtvoll siehst Du aus, Kamerad Gisbert," meinte freudig der alte Oberst, „und was Dir sonst noch an Gepäcke fehlt, das kannst Du morgen leicht beschaffen, da wir ja an Deinem Edelhof vorübermarschiren und im nächsten Dorfe Rast halten"

„Eine zweite Auflage von Leier und Schwert!"

Also äußerte sich ein befreundeter junger Edelmann, der so eben die Hochschule verlassen, um den Kiel mit dem Pallasch zu vertauschen. Ein mehrstündiges Zechgelage diente als festlicher Einstand des neuen goldenen Porte'épée in den Reihen der kampflustigen Freischaar. Der Aufbruch erfolgte demungeachtet am frühen Morgen. Schon bei der ersten Dämmerung wogte es auf dem Exerzierplatze von Neugierigen aus allen Ständen, welche bei dem spätern Abmarsche den scheidenden Kriegern mit Hüten und Taschentüchern jubelnd zuwinkten und zu dem Herrn der himmlischen Heerschaaren um Segen für die deutsche Waffenehre flehten. Auch Jeremias Lobesam befand sich unter der jubelnden Menge. Der alte Journalist traute seinen Augen kaum, als er sich bei seinem Namen rufen hörte, und in dem stattlichen Reiteroffizier, der ihm ein herzliches Lebewohl zuflüsterte, den vielgeschmähten Lyriker vom gestrigen Tage erkannte.

„Gott sei mit Dir, treues deutsches Herz!"

Jeremias war es, von dessen Lippen diese Worte rauschten. Ach, er hätte ja selbst so gern den Rappen ge-

zäumt und die Brust im Gefechte gelüftet! Sein Alter legte jedoch ein gebieterisches Veto ein. Auch war er fester zu Tinte als im Sattel. So begnügte er sich denn, dem neuen reuigen Fechter von Ravenna in Freudenthränen mit dem Rufe nachzublicken:

„Glück auf Gisbert — Thumelikus!"

Auch dieser wandte sich ein paar Mal im Sattel um, und starrte nach jenem hohen Giebeldache, darunter ein reizendes, unvergeßliches Lockenköpfchen sich noch immer in süßen Morgenträumen wiegte. Von seinem Munde aber bebte es:

„Leb' wohl! Wie hart Du erst an mir gethan,
„Bethörtes Weiberherz, Dir sei's vergeben!"

Drittes Kapitel.

Polemik und Bulletin.

Mehrere Tage verliefen in fieberhafter Aufregung. Es war noch immer zu keiner entscheidenden Schlacht gekommen. So viel war bekannt; doch wollte man auch wissen, daß es zwischen den beiderseitigen Vorposten und Vedetten fast täglich blutige Scharmützel absetze. Auch hatte die deutsche Reichswehr eine retrograde Bewegung angetreten, angeblich zur bessern Deckung der alten Stadt, obgleich nur Wenige an die Wahrheit dieser Angabe in dem betreffenden Bulletin glauben wollten. Neugierige strömten rastlos nach der Hauptstraße, die in das deutsche Heerlager führte, tausende von Gaffern drängten sich auf dem Kai, um die

über die Brücke fahrenden Bagagewägen zu mustern, oder die Befrachtung der Dampfschiffe zu beobachten. Die Anhänger des politischen Glaubensbekenntnisses, das Herr von Langer in seinem neuen Blatte, „Bürgerzeitung" betitelt, predigte, jubelten im Stillen, und die Deutschgesinnten, als deren Apostel der alte Lobesam galt, trauerten in tiefster Seele.

Jeremias stand fest wie ein Fels im Meere.

Sein „Spottblatt," wie es der Bürgermeister genannt, ward mit der alten zähen Hartnäckigkeit geschrieben, und fast jede Nummer gab ein hübsches Tirailleurfeuer gegen Langers Bleisoldaten zu lesen. Dieser ermüdete gleichsfalls nicht den frommen Spruch, Ruhe sei des Bürgers erste Pflicht, in glänzender Weise zu vergolden, und die Prediger einer Schilderhebung als gefährliche Tumultuanten, als Feinde des städtischen Heiles zu bezeichnen. Dabei vergaß er natürlich nicht, Bürgermeister Herbert wie die Friedenspartei bis in den letzten Himmel zu erheben, und ihr Beispiel als Vorbild aller Bürgertugend in einen fast heiligen Nimbus zu hüllen.

Jeremias riß die Geduld.

Er durfte Langer zwar nicht geradezu des Landesverrathes bezichtigen, er ließ jedoch schwarz auf weiß drucken:

„Irren wir nicht, so ist Herr von Langer ein journalistisches Seitenstück zu Kempelens bekannter Schachmaschine; bei Beiden kann niemand mit Bestimmtheit sagen, wer der unsichtbare Spieler sei, der hier die Figuren und dort die Feder in Bewegung setze."

Sein Gegner beehrte dagegen die Minorität im Rathhaussaale der Reichsstadt, als sie für eine städtische Werbung stimmte, mit manchem sehr gröblichen Epitheton, worauf Lobesam also antwortete:

„Das sehr tugendhafte Blatt, „Bürgerzeitung" betitelt, bringt folgende Erklärung: „Für allgemeine Schilderhebung haben gestimmt." Nun folgen die Namen der „Soldatenknechte," „Volksaufwiegler", „Brandstifter" u. s. w. Es ist eine Prozession von ein paar Dutzend Menschen, die Herr von Langer und sein tugendhaftes Blatt mit empörtem hochherzigen Humanitätsgefühl vor dem Publikum defiliren läßt, damit es wisse, welche Volkssünder bei Gelegenheit gesteinigt werden sollen. Es fehlt diesen paar Dutzend Menschen nichts als kurz geschorene Haare, der leinene Kittel und die Holzmütze mit der Nummer; sie sind nach der Gesinnung der Friedenspartei für das Bagno reife „Sträflinge." Mancher erhielt ein ungemein ominöses Kreuz, vielen wurden deren sogar zwei gewidmet. Es muß ein sehr unheimliches Gefühl sein, dieses Zeichen neben seinem Namen zu sehen. Es ist zwar nur aus der Druckerschwärze gemacht, allein kann es nicht schon ein Urtheil der geheimen Vehme unter der Oberrichterschaft des Herrn Redakteurs der „Bürgerzeitung" sein? Das Richtschwert wie das Fallbeil sind zwar bei uns aus der Mode gekommen, aber die Guillotine könnte ja wegen Zerrüttung unserer Finanzen durch das vaterländische Gewebe von „Hanf" ersetzt werden. Ach, diese ominösen Kreuze! Bedeuten sie vielleicht dasselbe wie das Datum der in Newyork herumkriechenden Schildkröten? Es ist schauderhaft! Jedenfalls sollte man

Herrn von Langer für seinen frommen Eifer den Tugendpreis Monthyon's zuerkennen!"

Langer gerieth in Harnisch.

Seine Erwiderung bestand in einer nackten Grobheit. Sein greiser Atipode hatte jedoch Haare auf den Zähnen. Jeremias schlug seinem journalistischen Rivalen ein Pistolenduell vor, das dieser nicht einmal mit einem Säbelgefechte amendirte, sondern geradezu hintanwies. Mehrere Offiziere der Besatzung traten auf die Seite des wackern Lobesam. Es kam daher in dem Klubb, den Langer besuchte, zu einem kleinen Krawall. Ein junger Rath ließ sich zur Antwort, auf die in der „Bürgerzeitung" gegen die Minorität gerichteten Persönlichkeiten Langers herbei. Sie erfolgte aus dem Stegreife, in einer noch derbern und persönlichern Manier, mit vielem mimischen Talente. In Lobesam's Blatt stand am nächsten Morgen zu lesen:

Zu den entschiedensten Feinden des Duelles hat sich nunmehr auch Herr von Langer gesellt, wie er denn überhaupt für alles Große und Schöne so viel Empfänglichkeit besitzt. Wellington, Robert Peel, O'Conell und Soult haben sich gegen den Zweikampf erklärt, und nur zufällig haben dieselben früher durch Proben bewiesen, daß ihre „Philosophie" nicht bloß Nervenschwäche oder Mangel an Elastizität des Ehrgefühles sei. Es freut uns, daß sich Herr von Langer diese edle Philosophie eigen zu machen wußte, wenn er auch selbst noch nicht erfahren, welche schreckliche Nachwehen die alberne Sitte des Duelles zu haben pflege. Man weiß, daß Schillers Ritter in der Ballade vom Kampfe mit dem Drachen alle Zurechtweisungen seines Komthurs

mit stoischem Gleichmuthe erträgt; sie waren aber nur ein Kinderspiel gegen das, was Herr von Langer wegen des schönen und frommen Prinzipes von der Thorheit des Zweikampfes erdulden mußte. Auch eine Errungenschaft!"

„Das ist Dein Todtenlied, alter Satyriker!"

Also dachte sich der Feind persönlicher Genugthuung. Sein Grimm wurde um so unversöhnlicher, als Aphanasia, obgleich man die Sache vor ihr geheim zu halten suchte, demungeachtet ein paar Worte hierüber erlauschte, und ihren Anbeter seit dieser Stunde mit merklicher Kälte behandelte. Vater Herbert spielte jedoch die Rolle des Vermittlers, und meinte, obgleich ihn Langers Poltronerie gleichfalls verletzte, es sei ein Beweis von Achtung für die grauen Haare seines Gegners gewesen, was Erstern bewogen, den vorgeworfenen Handschuh nicht aufzunehmen. Langer verdoppelte seine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, und bald hieß es in der Reichsstadt, man werde im Hause des Bürgermeisters nächstens eine Verlobung feiern.

Die Sache hatte ihre Richtigkeit.

In den Gemächern des städtischen Vorstandes herrschte eines Nachmittags große Rührigkeit, namentlich hatte das Gesinde die Hände vollauf zu thun, um den großen Salon zu einer abendlichen Festlichkeit nach Brauch und Sitte zu schmücken. Natürlich, daß es dabei an beißendem Geplauder, theilweise auch an heftigem Zungenkampfe nicht fehlte. Was letzteren anbelangt, so waren die Zänker durch den alten Domestiken Paul wie durch Nettchen, die als Zofe bei dem Fräulein diente, in sehr würdiger Weise vertreten. Paul hatte aus Lust an wagsamen Abenteuern seine Vaterstadt

in frühester Jugend verlassen, und als Matrose unter so mancher Flagge die Eichennatur des deutschen Herzens bethätigt. Der Theergeruch waltete daher bei ihm noch immer vor. Nettchen hingegen lieferte ein weibliches Seitenstück zu jenem Diener der Posse, der zwei Jahre in Paris gewesen sein wollte, obgleich sie vielleicht kaum ein paar Wochen als Kammerkätzchen einer alten Gräfin in dem Neubabylon an der Seine verweilt haben mochte.

Doch lassen wir das zankſüchtige Paar für sich selbst sprechen.

Schauplatz der Handlung ist wie gesagt der Salon bei Bürgermeister Herbert.

„Eine sonderbare Menschenrace, diese Landratten," meinte Paul, den Divan abstaubend, „im Süden, wie im Norden ewige Kinder! War einmal da unten im Golf einer wälliſchen Stadt. Schöne Stadt das, reizend gelegen! Tanzten die Leute da auf einem Feuerberge und hielten Weinlese, während es oben am Krater rauchte und donnerte. Gerade wie hier! Ballfest und Verlobung mitten im Sommer, obendrein vor einer Hauptſchlacht! Geigen spielen, statt „klar" zu trommeln! Daß Euch eine tüchtige Briese — —!"

Dabei schlug er wüthig auf den Divan los.

„Schlage er doch nicht so närriſch," sprach Nettchen, „auf den theuern Sammt, als ob Er einen widerspänſtigen Matrosen durchgerben möchte!"

„Wollte, sie läge darauf!"

„Grobian!"

„Habe das nur gesagt, weil Mamsell viel hübscher ist, wenn sie recht zornig blickt."

„Wirklich?"

Nach dieser Frage eilte Nettchen zum Spiegel.

„Dachte es mir," brummte die alte Theerjacke, „die meisten Weibsbilder sind bloß veredelte Hausthiere!"

„Flegel, das werde ich dem gnädigen Fräulein sagen!"

„Ja, das Fräulein, das ist eine Ausnahme! Bedünkt mich immer wie eine schmucke Fregatte, die eben vom Stapel lief. Rumpf und Breitseite üppig, wunderschöne Takellage, tüchtige Bemannung als Gemüth, heilige Flagge, Zucht und Ehrbarkeit geheißen."

„Was der alte Graubart artig zu plaudern weiß! Wenn er doch mir einmal ein solches Kompliment machen wollte! Einen Kuß in Ehren wollte ich ihm wahrlich nicht wehren."

„Bin kein Freund von altem Schiffszwiebak."

„Ich kratze ihm noch die Augen aus!"

„Immerhin! Besser blind, als täglich eine morsche Galeere schauen, die unterschiedliche Piraten seit Jahren zum Wrak geschossen!"

„Unverschämter Schlingel!"

Paul schickte sich eben zu einer neuen boshaften Erwiderung an, als Aphanasia in den Salon trat und um die Ursache des Lärmes und Zankes frug. Die Zofe klagte nun über die ungehobelte alte Theerjacke, die ihre Tugend verdächtigen wolle; der Matrose aber meinte, er möchte bezüglich dieser Sittsamkeit durchaus keinen Kaperbrief

lösen. Das Fräulein lächelte still vor sich hin, endete aber die kleine Fehde, indem sie Nettchen mit dem Bedeuten in die Garderobe sendete, mehrere Damen dürften in Kürze erscheinen, Paul hingegen erhielt die Weisung zu bleiben, da sie nothwendig mit ihm zu sprechen habe.

Paul stand bei Aphanasia in großer Gunst Er hatte sie ja noch als Kind auf den Knieen geschaukelt, lange bevor man sie nach ihrer Verweisung von mütterlicher Seite in das früher erwähnte Pensionat brachte. Gegenwärtig benöthigte sie seiner Dienste noch dringender. Vater Herbert gedachte sie nämlich gleich nach der Verlobung, also schon morgen, nach den sichern unwegsamen Bergen zu senden, da er dem Landfrieden denn doch nicht zu gläubig traute Auch der künftige Eidam war vollkommen damit einverstanden. Wußte er doch aus mehrjähriger persönlicher Erfahrung, daß die schmucken Offiziere der feindlichen Heermacht in Sachen der Galanterie große Meisterschaft besaßen und was das Gewissen anbelangt, bei Liebschaften eben nicht ängstlicher dachten, als der Don Juan der Lüfte, der Falter, welcher heute die Rose küßt und morgen bei der Nelke einspricht. Aphanasia sollte sich daher nach einem Gehöfte ihres Vaters im Gebirge verfügen, dessen Pächter als ehrsamer und verständiger Hausvater im besten Leumund stand. Als Schirmgeleite wollte man ihr den alten Paul beigeben, der auch dieser Aufgabe vollkommen gewachsen schien.

Aphanasia war jedoch anderer Meinung.

„Ich wünschte," sprach sie zu dem treuen Diener, „Du möchtest bei meinem Vater, bei meinem Verlobten

verbleiben. Was habe ich in dem unwirthbaren Gebirge, bei dem treuen Pächter Wolfgang zu fürchten? Hier aber — ich zittere, wenn ich an die nächste Zukunft denke! Nicht wahr, Du wirst die Meinen nicht verlassen?"

„Hm! Hm!"

„Was soll Dein Kopfschütteln?"

„Halten zu Gnaden, wenn ich frei von der Leber wegspreche, halten zu Gnaden, wenn ich nicht unbedingt Ordre parire!"

„Erkläre Dich deutlicher!"

„Bin ein alter Matrose, also gewohnt, an der Kanone zu stehen, und drein zu brummen, so lange als die alte Base Donnerin zu keifen vermag. Das Uebrige geht den Kapitän an, bis auf einen gewissen Punkt nämlich. Es heißt ja in den Kriegsartikeln, daß man nicht zu gehorsamen habe, wenn man die Flagge früher als nöthig streichen heißt."

„Du traust doch den Meinen keine Verrätherei zu?"

„Habe die Notion, daß nicht Alles richtig sei! Kann übrigens auch irren. Will also im letztern Falle bei meiner Matrosenehre ausharren, so lange meine alten Knochen zusammenhalten!"

„Dann bin ich beruhigt!"

Nach diesen Worten reichte sie Paul die Hand zum Kusse.

„Glücklichen Wind zur Bergfahrt?" rief die alte Theerjacke.

Damit verließ Paul den Salon.

Aphanasia versank in tiefes Nachdenken. Die Stunde eines wichtigen Schrittes, vielleicht entscheidend für die

ganze Spanne Dasein, rückte immer näher heran, und jener fast frivole Leichtsinn, den sie einer verkehrten Erziehung dankte, vermochte nicht Stand zu halten vor dem Ernst des Lebens, nein, seine anmuthigsten Theaterfiguren verblaßten wie Schemen vor den geharnischten Geistern der Zeitgeschichte. Ach, alle diese Modedamen, diese Löwinnen des Salons schauen, wie aus einem langen Traum erwacht und ringen fassungslos die Hände gleich der schönen Prinzessin Lamballe, die einst so naiv war, dem Volk zu rathen, Kuchen zu kaufen, da das Brod so theuer sei, ja sie stehen wie geistesverloren dem ehernen Geschicke gegenüber, wenn die Historie mit eiserner Faust an die Thore ihrer Paläste pocht, zum warnenden Zeichen, daß nunmehr vorüber sei die Zeit neckischer, verliebter Romane!

Das Fräulein konnte es sich nicht in Abrede stellen, daß Vater Herbert, ja noch mehr, der künftige Verlobte in den Augen des deutschen Volkes eine gelinde gesagt zweideutige Rolle spielten. Sie war zwar gewohnt, auf die Menge mit jener stillen Verachtung herabzusehen, welche dem „süßen Pöbel" der Boudoirs aller Zeiten und Völker angeboren scheint; doch auch Jeremias Lobesam und Frau Warner waren nicht erlahmt im Kampfe gegen Aphanasia's Verblendung, gegen jenen fremdländischen Geist, der bei einem Gespräche über das deutsche Volk letztere Worte in jener hochmüthigen und wegwerfenden Weise zu betonen pflegt, wie sie die indischen Nairen annehmen, wenn sie von dem eklen Paria sprechen. So kam es denn zuweilen, daß sich jene ritterliche Gestalt in ihre Träume drängte, deren Liebe und Verehrung sie mit einem schnöden Witzworte

abgefertigt und gebrandmarkt. Auch wollen wir es dem Leser nicht verhehlen, daß Aphanasia sehr bleich und verstört sah, damals nämlich, als ihr die erste Kunde von dem Waffengange Gisbert's zukam. Urewiges Räthsel, weibliches Herz, wer vermöchte Deine Tiefen zu ergründen?

Wir sind kein Oedip.

Auch schmollte das Fräulein mit Herrn von Langer. Er hatte heute Nachmittags seine gewöhnliche galante Visite versäumt, da ihn plötzlich eingegangene auswärtige Nachrichten zu einer Umgestaltung seines morgigen Blattes veranlaßten. Die neue Korrektur nahm seine Zeit in Anpruch. Leider mußte er dabei ein paar Druckfehler der Zärtlichkeit stehen lassen. Aphanasia beschloß ihn daher auch tüchtig auszuzanken.

Der Leser weiß nun um die vielen Gründe ihrer Verstimmung.

Es hieß sich jedoch fassen, es galt seine Thränen unterdrücken. Rothgeweinte Augen taugen zu keinem Ballfeste. Wagengerassel verkündete zudem die Ankunft mehrerer Ballgäste. Das Antlitz des Fräuleins glich einem Briefe der Trauer. Sie eilte sich daher, wie jener Franzose rieth, das Siegel einer Weltdame darauf zu drücken.

Welches Siegel?

Ein Lächeln, das da lügt!

Und sie kamen wirklich alle dahergeschritten, die man mit diesem Insiegel täuschen mußte. Da nahte sich eine benachbarte Edelfrau, eine Verwandte Langers, welche die Marotte hegte, zu glauben, Gott habe mit Adam im Paradiese französisch gesprochen. Dort duftete wie eine Räucher-

wolke eine geldstolze Großhändlerin heran, deren Glaubensbekenntniß dahin lautete, Gutenberg habe die Buchdruckerkunst bloß zur Vervielfältigung der Kourszettel erfunden. Ihr zur Rechten stand ein steinreicher Pfahlbürger und Hausbesitzer, welcher einmal der deutschen Einheit ein Billetdoux geschrieben, aber mit dem Kosmopolitismus zu liebäugeln begann, als ihm Erstere kein rothes Band im Knopfloche bewilligte. Links von diesem Schmeerbauch blähte sich ein Medizinalrath, der für das Ausland schwärmte, seit er den Schoßhund einer fremden Herzogin durch Schießpulver und Oel einer Indigestion entledigte. Doch genug der Schilderung, man weiß, was sich mitunter an Schmach und Heuchelei in deutschen Gemächern herum zu drängen pflegt.

Auch Langer war erschienen.

Seine Lippen träuften Honig. Ein aufmerksamer Beobachter hätte jedoch erlauscht, daß sein Auge sehr unstät umherirrte, und zeitweise an der Thür haften blieb, als erwarte er hochwichtige Kunde. Aphanasia gewahrte es nicht. Süße Worte, wohlriechende Parfums, blitzende Juwelen, muntere Geigenklänge hatten längst ihre frühere trübe Stimmung, wenn nicht verscheucht, doch wenigstens übertäubt. Jubel und Fröhlichkeit herrschten auch rings umher, nur ein Gast glich dem Magus mit dem bösen Blicke, vor dem alles grüne Leben welken, und jedes Lied der Freude verstummen muß. Es war Frau Warner. Stumm und ernst saß sie in einer Fensternische, und wer ihr seltsames frostiges Lächeln wahrnahm, den befiel es, als erwarte sie nur den schicklichen Augenblick, um den Untergang all dieser Herrlichkeit zu verkünden.

Arme Kassandra!

Selbst Bürgermeister Herbert fühlte sich unangenehm durch ihren Anblick berührt.

Er trat ihr daher befremdet näher.

„So nachdenklich," sprach er, „Frau Schwester! Schickt sich dies sinnende Antlitz für ein heiteres Ballfest?"

„Erinnerst Du dich an das Ballet „Ottavio Pinelli?"

„Ich bin kein Theaterfreund."

„Vielleicht machst Du zu Gunsten Terpsichorens eine Ausnahme. Die Ratten des Ballets sind selbst für verständige Männer gefährlich. Doch um wieder auf Ottavio Pinelli zu kommen, erzähle ich Dir, daß in der vorletzten Szene eine Mine unter einem Ballsaale gelegt wird. Oben rauschende Quadrille, unten ein gedämpfter Todtenmarsch!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Sie springt auch wirklich, diese Mine."

„Ich verstehe Dich durchaus nicht."

„Auch wir tanzen auf einem Minengang. Daher mein sorgenvolles Antlitz!"

„Es kann sich Alles zum Besten wenden. Wer sagt Dir auch, daß wir das Schlachtfeld räumen müssen?"

„Mich täuschest Du nun und nimmer."

„Wie so?"

„Du bist fest überzeugt, daß unser Heer geschlagen wird. Weßhalb sonst Dein Zorn auf Bruder Jeremias? Was sollte dann das neue Blatt unter Langers Direktion? Die böse Welt behauptet ja, dieses Journal sollte ein gedrucktes Seitenstück zu den genuesischen Deputirten abge-

ben. welche Ludwig den Vierzehnten um Verzeihung bitten gingen, daß er ihre Vaterstadt so unbarmherzig bombardiren ließ."

„Ein schlechter Witz!"

„Volksstimme, Gottesstimme!" Wenn ich Dir rathen darf, so unterdrücke dies Journal vor seiner weitern Verbreitung. Du und Langer, Ihr Beiden geht darin auf Pfaden, die in loyalen Augen durch rothe Pfähle als verboten bezeichnet sind.

„Albernes Gerede!"

„Ich bin keine von jenen politischen Frauen, welche sich in der Rolle einer Madame Roland gefallen. Friedrike Warner weiß auch sehr wohl, daß die sogenannte schönere Hälfte des Menschengeschlechtes auch den Patriotismus als ein verschönenderes Geschmeide betrachtet und sich deshalb in sturmbewegten Tagen meist noch kriegslustiger gibt als die grimmigsten männlichen Exaltados.

„Was soll die lange Tirade?"

„Ich glaube jedoch, daß die Worte Vaterland und Nationalität kein leerer Schall sind."

„Bin ich anderer Meinung? Wer ist mehr um das Wohl der Stadt besorgt als Bürgermeister Herbert?"

„Ja, um die Goldklumpen und Silberbarren in dem Kellerdunst der Bank! Nationales Selbstbewußtsein gilt aber mehr als aller Mammon der Erde."

„Wie poetisch! Du scheinst bei Bruder Jeremias in die Schule gegangen zu sein."

„Ein Geschichtschreiber meinte einmal, die Nationalität sei der Schatten der Völker. Demnach wäre ein Volk,

das seiner Nationalität verlustig geworden, ein Mensch ohne Schatten. Es ist darüber ein artiges Märchen im Umlaufe. Ich aber meine, daß jener Historiker durch dies Gleichniß eine Todsünde an der Nationalität beging; denn diese zeigt sich nie schöner und glorreicher als in den sonnenlosen Tagen des Unglückes und des Kummers."

„Zur Sache, Schwester Blaustrumpf, zur Sache!"

„Ich wollte Dir nur sagen, daß ich Dich verachten müßte, wenn die böse Welt mit ihren Sarkasmen im Recht verbliebe."

„Sarkasmen?"

„Ja, sie behauptet, daß Du im Punkte der Nationalität ein zweiter Peter Schlemihl geworden."

„Nichtswürdige Bosheit!"

„Nicht wahr, Herbert, Du könntest Dein Vaterland nicht verrathen?"

„Welche Frage! Ich bin ein Deutscher jeder Zoll. Die Sorge für den Mammon, die Sucht nach Rang und Würden, wie sie den meisten unserer Landsleute anzukleben pflegen, mögen auch mich zu mancher Schwäche verleitet haben, im Herzen aber, wie gesagt, da bin und bleibe ich ein Deutscher jeder Zoll."

„Und Deine jetzige Handlungsweise?"

„Sie ward mir durch Stimmenmehrheit aufgebürdet Ach, hättest Du nur der entscheidenden Rathssitzung beigewohnt! Gerade Diejenigen, welche mir alle Schuld in die Schuhe schieben, sie waren die ersten, welche die Sicherheit der Stadt um jeden Preis verkaufen wollten."

„Armer Bruder!"

Zur Ehrenrettung Herberts müssen wir hier noch beifügen, daß er durch seinen schwarzen Genius Langer auf geheimen Wegen im Vorhinein die billigsten Bedingungen von Seite des Feindes zugestanden erhalten. Alle Vorrechte der alten Reichsstadt wurden garantirt, ja man versprach dem Bürgermeister sogar, selbst während der Kriegsdauer ein Zivilgouvernement in dem städtischen Weichbilde schalten und walten zu lassen. Dies war allerdings eine sehr bestechende Begünstigung. Es frug sich jedoch, ob man dieselbe auch im vollen Umfange des Wortes in Wirksamkeit treten lassen würde. Friedrike erlaubte sich da einen bescheidenen Zweifel zu äußern.

„Ich kann Dir nicht so ganz Unrecht geben," meinte Herbert.

„Und bricht man das gegebene Wort?"

Also frug Friederike.

„Dann handelt es sich um meinen Kopf," versetzte der Bürgermeister, „denn lebend lasse ich mir in wichtigen Dingen auch kein Jota von unserm Rechte abdingen!"

In diesem Augenblicke fiel ein Lärmschuß.

Die Musik verstummte, Herren wie Damen standen wie angezaubert, starrten verblassend nach den Fenstern. Trommelwirbel folgte. Die Kanonen auf den Wällen wurden in kurzen Zwischenräumen als Allarmzeichen abgefeuert.

„Was ist das?"

Diese Frage lief von Mund zu Mund.

Alle Welt fühlte, die Stunde der Entscheidung habe geschlagen. Plötzlich hörte man Waffengerassel auf der Treppe.

„Wo ist der Bürgermeister?“

Also ließ sich eine tiefe Baßstimme im Vorgemache vernehmen.

„Nur hier herein, Exzellenz!“ antwortete Paul, die alte Theerjacke.“

Die Pforte öffnete sich. Der General, welcher die schwache Besatzung der Reichsstadt befehligte, trat hastig in den glänzend erleuchteten Salon. Viele Offiziere folgten. Um die Treppe drängten sich hunderte von Neugierigen. Auch in dem ersten Stockwerk hing jedes Ohr an den Lippen des besternten erstgenannten Kriegers.

„Traurige Nachrichten,“ sprach er, „Herr Bürgermeister! So eben erhielt ich ein Bulletin sehr düstern Inhaltes. Unser Herr ward gänzlich geschlagen und von der Heerstraße abgeschnitten. Schon morgen dürfte die Vorhut des Feindes vor unsern Wällen erscheinen. Mir ward der Auftrag, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Das Vaterland erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thun werde.“

„Bis auf den letzten Mann?“ murmelte Paul, „das lasse ich mir gefallen! Eine tapfere Landratte!“

„Wir gehorchen dem Rufe der Pflicht,“ entgegnete Herbert.

„Und ich“, flüsterte Langer, „als Friedensapostel im morgigen Blatte! Verdammte Wäsche!“

Auch sämmtliche Ballgäste sahen verstört.

In diesem Augenblicke drängte sich ein bleich, doch gefaßt sehender Mann hastig durch die Offiziere, welche

theils an der Treppe, theils an der offenen Thür stehen geblieben waren. Wir kennen diesen Mann. Er hieß Jeremias Lobesam.

„Was gibt es?“ frug der alte Militär.

„Zu spät, mein wackerer General,“ rief Lobesam, „so eben erhielt ich durch einen Kourier, der zwei Pferde todtgeritten, die betrübende Kunde, daß der Feind eine starke Kolonne über den Fluß gesendet, und die dominirenden Höhen im Nordosten besetzt habe. Die Stadt ist keinen Tag mehr zu halten.“

Eine lange Pause, hier offenbares Entsetzen, dort geheime Freude, folgte.

„Sie haben Recht,“ sprach endlich tief aufseufzend der General, „wir sind umgangen, und so bleibt mir leider nichts übrig, als die Stadt zu räumen und mit der Besatzung die nahen Berge zu gewinnen.“

Langer rieb sich verstohlen, doch vergnügt die Hände.

Kanonendonner, Trommelwirbel.

Viertes Kapitel.

Das Lied vom armen Manne.

Die Schlacht besiegelte in der That das Geschick der Reichsstadt. Das deutsche Heer war durch einen strategischen Verstoß des Generalstabes, welchen alle Taktik und Bravour der Truppen nicht mehr auszugleichen vermochte, nicht bloß von der großen Heerstraße abgedrängt worden, nein, auch viele einzelne Korps sahen sich gänzlich abgeschnitten

und von überlegenen feindlichen Streitkräften umzingelt. Was nun folgte, war nur eine Repriſe der allgemeinen lähmenden Beſtürzung, welche weiland die preußiſchen Heerführer nach der Schlacht bei Jena überkam; ja die Feigheit einzelner Abtheilungen ging ſo weit, daß ſie an die Auftritte bei Mons und Tournay in Frankreich im vorigen Jahrhunderte mahnte, wo einige Schüſſe der Oeſterreicher ſolchen paniſchen Schrecken hervorbrachten, daß Dillon von ſeinen eigenen Soldaten ermordet, und bei dem Heerhaufen Biron's der Ruf, es rette ſich wer kann, die einzige Loſung wurde; wo, wie Hormayr ſchrieb, ein preußiſches Huſarenregiment bei St. Menehould hinreichte, daß Dumouriez ſein kleines Heer mehrere Tage hindurch nicht zum Stehen bringen konnte.

Keine Regel ohne Ausnahme!

Auf einer Nebenſtraße, die am Saume einer Hügelkette hinlief und nach den Bergen im Nordweſten führte, hielt an einem trüben Morgen ein ziemlich ſtarkes Streifkorps in einer eben nicht günſtigen Stellung. Es war die Freiſchaar des tapfern Oberſten, die wir im zweiten Kapitel dieſer Erzählung kennen lernten. Der alte Haudegen, der von dem in ſüdöſtlicher Richtung fliehenden deutſchen Heere abgeſchnitten worden, ſah ſich gleichfalls beinahe gänzlich umzingelt, verlor aber weder den kriegeriſchen Muth noch den ſtrategiſchen Scharfblick und beſchloß daher rechts abzuſchwenken, die linke Flanke des Feindes zu gewinnen und ſo nach den erwähnten Bergen zu reteriren. Dort, meinte er, könne man ſpäter im kleinen Krieg dem Gegner noch lange empfindſame Schlappen bereiten.

An jenem Morgen kam es zum entscheidenden Treffen. Der Feind stand so nahe und drängte so hitzig, daß er erst tüchtig geklopft und zurückgeworfen werden mußte, wollte man ungefährdet den nahen Strom überschreiten und nach Zerstörung der dortigen Brücke unbelästigt das Gebirge gewinnen. Wir fügen noch bei, daß man sich in der Nähe eines großen Bergwerkes befand.

Es war wie erwähnt ein sehr trüber Tag.

Der Nebel lag so dicht im Thale, daß man kaum auf zwanzig Schritte weit zu sehen vermochte. Die feuchten Dünste verbargen dem Gegner freilich die Bewegungen der Freischaar, aber auch der Oberst wußte nicht um den Aufmarsch des Feindes und so kam es denn, daß er den Feldstecher fast jede Minute zum Auge brachte und eben so oft mit sichtlichem Unmuthe wieder abwärts senkte.

Eine heftige Kanonade in seiner linken Flanke ließ einzig vermuthen, daß man daselbst eine Umgehung beabsichtige, um ihn so von seiner Rückzugslinie nach der Brücke abzudrängen. Es konnte jedoch eine Kriegslist sein und der Hauptangriff auf einem ganz andern Punkt vorbereitet werden. Die Stimmung der Freischärler gab sich daher eben nicht rosig. Zum Glücke brauste endlich ein frischer Windstoß daher, der Nebel vertheilte sich, und die Sonne strahlte heiter von den blauen Höhen. Nun gewahrte man auch die Batterie, deren Kanonen so mörderisch donnerten. Sie war an einem Hügelkamme aufgefahren und bestrich einen gegenüberliegenden Friedhof mit einem wahren Kugelhagel.

„Wie ich mir dachte," murmelte der Oberst.

„Schade um die schönen Kreuze auf dem Gottesacker! Was haben dem Feind die armen Todten zu Leid gethan?!“

Also sprach der Major des Schützenbataillons, das sich der Freischaar angeschlossen hatte. Er war ein tapferer Krieger, der von der Pike auf diente. Als Stratege besaß er freilich nicht die geringsten Verdienste.

„Das liegt auf der flachen Hand,“ antwortete Baron Gisbert, „er will uns verhindern, den Friedhof zu besetzen. Sehen Sie die stattliche Kolonne, die sich unten im Thale formirt? Wenn diese einmal jenen Gottesacker erreicht hat, dann werden seine Kanonen schon schweigen, wir aber haben dann tausend Bajonnette in der linken Flanke, die wir uns nicht mehr so bald vom Leibe schütteln dürften.“

„So ist es,“ rief der Oberst, „der Herr Major werden daher mit Ihrem Bataillon den Friedhof besetzen.“

Letzterer verzog trotz der augenscheinlichen Todesgefahr keine Miene und schickte sich eilig an, dem Befehl seines Vorgesetzten nachzukommen. Seine Leute aber, welche der Geist des Kleinmuthes befallen, murrten laut gegen die eben ertheilte Marschordre. Der Oberst blickte wehmüthig gegen Himmel. Es lag Gefahr im Verzuge. Eine meuterische Szene von einer Viertelstunde Dauer und das gesammte Streifkorps war verloren!

„Lassen Sie mich gewähren!“ bat Gisbert.

Damit gab er, ohne die Antwort abzuwarten, seinem Pferde die Sporen, sprengte nach dem Gottesacker und setzte mit einem gewaltigen Schlachtrufe über die dortige über fünf Fuß hohe Umzäunung. Alle Blicke waren nach Gisbert hielt trotz des hefti-

gen Feuers mitten im Friedhofe still, warf seinem Gaul die Zügel auf den Hals, zog eine Zigarre hervor und schlug gemüthlich Feuer, worauf er etwa fünf Minuten über so behaglich schmauchte, als bewerfe man ihn mit Blumen, statt mit Kugeln. Allgemeiner Jubel! Der Baron kehrte zurück.

„Es ist nicht so gefährlich daselbst," sprach er, „als man glaubt!"

Ein derlei Beispiel ist wunderthätig. Wenige Minuten später besetzte das Schützenbataillon im Sturmschritte die gefährliche Stelle. Bald darauf schwieg auch der Kanonendonner des Feindes. Er fürchtete seine eigene Kolonne zu gefährden, die sich bereits in vollem Marsche gegen den Friedhof befand. Sie wurde mit einem mörderischen Kleingewehrfeuer empfangen. Es liegt nicht in unserer Absicht den Verlauf des Kampfes zu schildern, genug, der Sieg verblieb der deutschen Fahne. Der Feind war bereits um die dritte Nachmittagsstunde auf allen Punkten mit blutigen Köpfen zurückgeworfen worden. Demungeachtet hatte der alte Oberst noch ein schweres Stück Aufgabe zu lösen. Es galt nach dem Abmarsche die Brücke über den Strom zu zerstören. Leider fehlte es an Geschützen. Die paar Kanonen der Freischaar waren in dem heißen Treffen demolirt worden. Man mußte daher einen Schwarm Freiwilliger noch am diesseitigen Ufer in die benachbarten Büsche werfen, mit dem Auftrage, dem Feinde jeden Zoll Terrain streitig zu machen, um mitlerweile mit dem Abtragen der Brücke zu Stande zu kommen. Jener Schwarm Freiwilliger gehörte dann freilich zu den verlorenen Posten. Gisbert

schwankte keinen Augenblick. Er übernahm das gefährliche Kommando.

„Ihr werdet aber Alle fallen!“ flüsterte der Oberst.

„Der Mensch kann nur einmal sterben,“ entgegnete der Baron, „ob heute oder morgen, das will nicht so viel besagen.“

Der Oberst drückte ihm gerührt die Hände.

„Fahre hin,“ murmelte er, „und entschlummere in Deinen Ehren, altdeutsches Heldenblut!“

Der Abmarsch begann. Der Feind rückte augenblicklich aufs Neue an. Gisbert, obwohl bereits aus einer leichten Streifwunde blutend, benützte das günstige Terrain, vertheidigte mit einer kleinen Schaar Volontairs den gefährlichen Punkt von vier bis sechs Uhr Abends und hielt mitten unter dem heftigsten Kanonendonner und Kleingewehrfeuer unerschüttert Stand, bis die Brücke abgetragen war und jede weitere Verfolgung der Freischaar unmöglich wurde. Es kam übrigens, wie der Oberst prophezeite. Die Freiwilligen fielen Mann für Mann und deckten mit ihren Leichen die Stelle Erde, die sie im Leben so wacker vertheidigt hatten. Ihre Todeswunden klafften vorne auf der Brust.

Der Baron stand allein.

Wie durch ein Wunder ohne neue Verletzung geblieben, gedachte er sich nunmehr als gewandter Schwimmer nach dem jenseitigen Ufer zu retten. So schlug er denn mit dem Säbel noch einmal ein wildsausendes Rad gegen die anstürmenden Feinde, wandte sich rasch und wollte sich dann kopfüber in die Fluthen stürzen. In diesem Augen-

blick streifte ein wichtiger Kolbenschlag sein Haupt. Er brach betäubt zusammen.

Eine trübe, unfreundliche Nacht folgte. Die dunklen Wolken, welche der Donner der Kanonen tagüber verscheuchte, ballten sich aufs Neue zusammen und ein feiner, aber durchdringender Regen sprühte auf die schlummernde Erde. Der Feind, welcher das Vergebliche einer weitern Verfolgung erkannte und sich deshalb nach der Abtragung der Brücke abermals zurückzog, hatte ein abgelegenes Wirthshaus am Rande der blutgetränkten Nebenstraße mit einer halben Kompagnie besetzt und zwar mehr aus militärischem angestammten Brauche, als aus Vorsicht gegen einen neuen Angriff von deutscher Seite.

Dorthin brachte man auch Baron Gisbert.

Als dieser gegen Abend aus seiner Betäubung erwachte, zuckte Anfangs ein Strahl der Freude über sein Antlitz. Er glaubte nämlich und zwar mit Recht in dem feindlichen Hauptmanne einen Bürgerssohn aus der Reichsstadt zu erkennen, der aus Lust an kriegerischen Abenteuern vor vielen Jahren in die Fremde gegangen und, wie es hieß, in die Dienste einer feindlichen Großmacht getreten war. Gisbert irrte sich, wie gesagt, keineswegs, seine Heiterkeit wich jedoch in Kürze stillem verächtlichen Unmuthe. Der Hauptmann schien nämlich sehr übler Laune zu sein und beehrte den Gefangenen mit manchen eben nicht sehr schmeichelhaften Titeln.

„Exaltados! Deutschthümler! Verrückter Patriot!“ Also rauschte es von seinem Munde.

Der Baron hielt mühsam an sich.

„Waren Sie der Waghals, der sich heute Vormittag auf dem Friedhofe eine Zigarre anbrannte?

„So ist es."

„Sie scheinen also die Rolle des Adjutanten gespielt zu haben?!"

Gisbert gab keine Antwort.

„Geben Sie mir Ihre Brieftasche," fuhr der Hauptmann fort.

„Will Er mich plündern?" dachte der Freischärler.

„Ihr Geld brauche ich nicht," sprach der fremde Anführer, indem er die dargereichte Brieftasche auf den Tisch warf, „aber Ihr Geschreibe möchte ich gern durchsehen. Wie ich mir dachte! Das kann Sie an den Galgen bringen!"

Dabei wies er auf ein Blatt Papier.

Gisbert hatte am Vorabend der Schlacht ein Paar Verse auf dies Papier geschrieben. Sie lauteten:

Bannerspruch der Freischärler.

„Der Morgen graut, rasch ins Gewehr,
Zum Strom hinab, zum Kahne!
Ihr habt sonst keine Liebste mehr
Als einzig Eure Fahne.

Kirchthurm, so nennt sie der Soldat,
Dienstfrei, so wie vergattert;
Denn Ehre, seine Vaterstadt,
Liegt dort nur, wo sie flattert.

Dreifärbig ragt sie in die Luft,
Vergönnt mir, daß ich heute
Zur Stunde, da die Trommel ruft,
Euch diese Farben deute.

Die schwarze Farbe kündet wohl
Die dunkle Nacht des Sterbens,
Und will Euch dienen als Symbol
Echt kriegerischen Werbens —

Denn lieber soll Euch die Gefahr
Als Braut zu Tode küssen,
Eh' eine wilde Feindesschaar
Die Banner tritt mit Füßen.

Der goldne Streifen scheint zu sein,
Vergilbt, ein Blatt Geschichte;
Grabt mit dem Bayonnette drein
Heroische Gedichte!

Das Naß hiezu ja fließt und treibt
Als Blut durch Eure Adern;
Mit dieser rothen Tinte schreibt
Den feindlichen Geschwadern:

„Soll Deutschland's Mai mit Duft und Luft
Vergeh'n im Kampfgetöse,
So pflückt zuerst aus unserer Brust
Euch eine — — blut'ge Rose!"

„Seit wann hängt man Leute," frug der Baron, „welche deutsche Lieder dichten?"

„Seit den Tagen Palm's, entgegnete finster der Kapitän, „wir haben den strengsten Befehl erhalten, derlei patriotische Ergüsse als Meuchlerstreiche literarischer Marodeurs zu ahnden."

„Nach welchem Völkerrechte?"

„Ein gerechter Kampf darf nie zu einem Vernichtungskriege ausarten. Deshalb dulden wir keine Reprise von „Leier und Schwert", wie beides weiland Theodor Körner besaitet und geschmiedet. Ein Tyrtäus unserer Tage singt Dolche. Wir kennen ja diese Volkskämpfe. Da lauert ein Bravo hinter jedem Strauche."

Gisbert schickte sich eben zu einer derben Erwiderung an, da hörte man einen halb erstickten Schrei und gleich darauf einen dumpfen Fall. Der Kapitän stutzte. Da sich aber kein weiterer Lärm erhob, so fuhr er in seiner Philippika gegen die deutschen Volksaufwiegler, wie er sie nannte, mit einer Heftigkeit fort, die natürlich aus dem Munde eines Landsmannes um so verletzender klingen mußte. Der Baron erwiderte die schmähenden Worte einzig mit einem verächtlichen Achselzucken. In diesem Augenblicke erdröhnte wüstes Gepolter auf dem Gange vor der Stubenthür, der Ruf der Schildwache ward von deutschen Flüchen übertäubt, ein gewaltiger Schlag und die Thür flog aus ihren Angeln, und ein Schwarm mit Hauen, Brecheisen, Spaten, Fäusteln und sonstigen Sprengwerkzeugen bewaffneter Bergleute stürmte in das Gemach. Der feindliche Kapitän war augenblicklich überwältigt.

„Guten Abend, Herr Baron!"

Also sprach ein hoher stattlicher Mann mit schneeweißen Haaren. Es war der Berghauptmann des nahen Gewerkes, vor vielen, vielen Jahren ein Universitätsfreund von Gisberts verstorbenem Vater. Der alte Herr hatte das frühere Treffen aus einem sichern Verstecke belauscht und auch die Gefangennehmung des Barons wahrgenommen. Das Uebrige ergibt sich wohl von selbst. Die feindlichen Vorposten waren von den kühnen Bergleuten, die weit oben in Kähnen über den Strom setzten, von rückwärts beschlichen und schonungslos niedergemetzelt worden. Es war Rache für die Zügellosigkeit, mit der die fremde Soldateska in ein paar benachbarten Dorfschaften gewüthet hatte.

Gisbert drückte seinem Retter dankbar die Hände.

Dann wandte er sich zu dem zerknirschten feindlichen Kapitän.

„Das Blatt hat sich gewendet," sprach er, „gegenwärtig sind sie mein Gefangener! Das hat aber nichts zu besagen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Zigarre anbiete."

„Wie großmüthig!" stammelte der Gefangene.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," rief der Berghauptmann, „es heißt wieder über den Strom eilen, ehe die Geschichte des Ueberfalles Lärm schlägt. Kommen Sie, Herr Baron! In unsern Schachten sind Sie geborgen."

„Und ich?" frug kleinlaut der Kapitän."

„Sie sind frei," versetzte der Baron, „wir führen keinen Krieg gegen deutsche Landeskinder!"

„Aus meiner Seele gesprochen," meinte sein Befreier.

Gleich darauf begannen die Bergleute den Rückmarsch nach dem Strom.

Der Kapitän verschwand im Dunkel der Nacht.

Man hatte das Bergwerk erst gegen die Morgendämmerung erreicht und so ging es bereits auf die zwölfte Stunde Mittags, als Gisbert durch das Gemurmel vieler feierlicher Stimmen erweckt wurde. Er verließ hastig sein Lager und eilte an das Fenster. Da gewahrte er ein hohes Kreuz an einem Schachte, davor wohl an hundert Bergleute betend auf den Knieen lagen. Ihre erdfahlen Gewande verbreiteten ringsum Moderdunst, doch zeigte sich auf ihren Wangen ein seltsam dagegen abstechendes Roth des Lebens. Es waren „Anfahrende", die sich mit einem frommen Gebete zur Grubenarbeit anschickten.

„Vor unvorgesehenen Gefahren — bewahre uns, o Herr!
Vor fallendem Gestein — bewahre uns, o Herr!
Vor bösen Wettern — bewahre uns, o Herr!
Vor zuschießenden Wassern — bewahre uns, o Herr!
Vor Feuer — bewahre uns, o Herr!
Vor jähem Tod — bewahre uns, o Herr!"

Also lautete die fromme Litanay, die noch eine Weile fortwährte, deren tiefer Ernst und ungeschminkte Andacht den Baron eben so erschütterte als rührte. Die Bergleute schickten sich ja, wie gesagt, an, hinabzufahren in die Tiefe um die ausgetretene Mannschaft bei der Arbeit abzulösen. Dies geschieht täglich drei Mal, um vier Uhr Morgens, um die Mittagsstunde wie um acht Uhr Abends. Der erste Zeitraum, Zeitschichte genannt, heißt: Morgenschicht, der zweite: Tagschicht, der dritte: Nachtschicht. Wir fügen

noch bei, daß der Bergmann unter bösen Wettern erstickende Luft zu verstehen pflegt.

Der Tagschicht war gekommen.

Gisbert dachte mit einem leichten Schauer an die Worte jenes geistreichen Mannes, der da meinte: der geschickteste Seefahrer, welcher als Lootse auf dem gefahrvollen Wasser, das er gründlich kennt, im Ungewitter seine Befehle austheilt und aus freier Brust athmet, sieht vielleicht schon drei Mannslängen unter der Erde voll Beklemmung sorglich umher, ob die Last über ihm so sicher hängt wie das blaue Himmelsgewölbe über dem Weltmeere. Nun führe man den kühnen Tummler der Wogen in die ungeheuere Tiefe von hundert und dreihundert Klaftern, in welche man den Thurm der Wiener Stefanskirche vier Mal aufeinanderstellen kann, ohne sie auszumessen. Man lasse dies Menschenkind, das unbekannt ist mit dem Leben und Regen in der Tiefe, nur einen Augenblick daran denken, daß eine unwägbare, ungeheuere Last über ihm hängt, die hereinbrechen könnte Millionen Zentner schwer und sind gewiß, schauerliche Angst werde sich wie ein Alp auf seine Brust legen und den Athem stocken machen, wie das Blut zu Eis gefrieren. Wenn der Neuling dagegen aus solchen Grubenbauten wieder an die freie Gottesluft heraustritt, wenn das vom unheimlichen Dunkel der Tiefe ermattete Auge wieder das „rosige Licht" des Tages erblickt, dann ist es eine Art Auferstehungsfreude, die ihn ergreift, dann befällt es ihn, als habe er ein rührendes Osterfest zu feiern.

Der Baron hegte wie gesagt, ähnliche Gedanken.

Er sagte sich im Stillen, daß es auch ein blutiger Opferdienst sei, der hier betrieben werde, um den Götzen an das Tageslicht zu fördern, vor dem die gesammte Welt auf den Knieen in Anbetung versinkt. Man nennt ihn Mammon. Ach, wie wenig verbleibt davon der „Gewerkschaft", die Gesundheit und Leben in die Schanze schlägt, auf daß Andere sich auf Gold betten, die sich im Grubenkittel zu Tode müht, auf daß „das Kapital" in Sammet und Seide prangt! „Die Lieder vom armen Manne" werden ja allüberall gesungen. Gisbert sollte heute noch wildere Klänge dieser uralten Weise vernehmen. Der Berghauptmann erschien nämlich bald darauf, um ihn zum Imbiß abzuholen. Die Gewerkschaft dachte den tapfern deutschen Krieger durch ein Festmal im Bergwerke zu ehren.

Der Berghauptmann und sein Gast schlugen hiezu statt des senkrechten Weges des Schachtes den wagrechten Pfad des Stollens ein. Bald gelangten sie nach einem Thale, welches ein Gneisgebirge durchschnitt. An einer steilen Bergwand war ein Thürstock eingebaut, wie man es auch in den Weingebirgen zu Gesichte bekommt. Nur das Schild wies eine auffallende Verschiedenheit. Zwischen den Rebenhügeln ist ja meist eine hölzerne Traube, oder ein Fäßchen eingeschnitten, und öffnet man die Thür, so duftet einem der Wein aus den vollen Kellern entgegen. Hier herrscht ein anderer Brauch. An der oberen Thürpfoste ist das Bergmannszeichen, das gekreuzte Eisen und der Schlägel eingegraben. Hier war noch obendrein ein Kreuz an der Thür angeheftet, bei dessen Anblick der Bergmann sein Leben dem Schutz des Himmels anempfahl, denn hart dahinter

gähnte die Einfahrt nach dem Mutterschoße der Erde. Wir aber wollen auf der Oberfläche des Erdballes verweilen. Die große Tafel stand ja am Ende des erwähnten Thales. Die Gäste waren bereits versammelt.

„Sie werden heute einen seltsamen Kauz kennen lernen."

Also sprach der greise Berghauptmann.

„Wer ist dieser wunderliche Geselle?" frug Gisbert.

Unser Schachtschreiber Rudenz. Er ist aus der Schweiz gebürtig und seine Familie zählt zu den ältesten Patriziergeschlechtern einer bedeutenden Stadt. Seine Blutsverwandtschaft will jedoch nichts von ihm wissen.

„Was hat der Mann verbrochen?"

„Viel und Nichts, wie man es nehmen will. Rudenz hat viel gelernt, und noch mehr gesehen. In Paris ging er unter die gemäßigten Sozialisten. Der rothe Schiller, der ihm seit dieser Zeit anklebte, wollte sich nicht mehr verwischen lassen. So kam es denn, daß sich keine rettende Hand fand, als er in dem Strudel der großen Welt wie eines etwas wüsten Lebenswandels immer tiefer sank. Zum Glücke kehrte er noch vor dem letzten Glockenschlage der französischen Hauptstadt den Rücken. In der entscheidenden zwölften Stunde war er bereits über den Rhein gewandert. Möglich, daß ihn die kühle, rauhe deutsche Luft ernüchterte. Wenigstens denkt er jetzt streng gemäßigt, und nur wenn der Rebensaft den alten Schwindel wiederkehren macht, erlabt er sich an Worten, die zuweilen an die bekannte Phrase erinnern: „Eigenthum sei Diebstahl."

„Und verträgt sich dies mit seiner Stellung?"

„Ich bin zum Glücke sein Vorgesetzter, und weiß durch die Finger zu sehen oder nur mit halben Ohren zu hören. Uebrigens liegt in seinen Worten immer ein gold'nes Körnlein Wahrheit. Doch Sie werden sich ja selbst überzeugen."

Man gelangte zur Tafel.

Erwarte keine Schilderung der Freuden des Mahles geneigter Leser, ein Festessen gleicht dem Andern wie das Ei dem Eie; auch wirst Du wohl aus eigener Erfahrung wissen, was von den vielen Toasten zu halten sei, die bei derlei Gelegenheiten ausgebracht zu werden pflegen. Zur Ehre der wackern Gewerkschaft müssen wir jedoch beifügen, daß hier die Trinksprüche in ihrer wohlwollenden Meinung aus der Tiefe des Herzens kamen. Auch herrschte ringsum ungeschminkte Heiterkeit. Nur der Schachtschreiber schüttelte zuweilen unbehaglich den Kopf. Er schien mit so manchem Toaste nicht im Geringsten einverstanden zu sein. Der Berghauptmann, der es gewahrte, nickte dem Baron bedeutsam zu und forderte Rudenz geradezu auf, doch nunmehr selbst mit einem Trinkspruche loszulegen. Der Schachtschreiber ergriff sein Glas.

„Der feindliche Heerführer soll leben!" rief er.

Alles stutzte.

„Weßhalb?" frug Gisbert.

„Weil er der deutschen Reichswehr das Lederzeug so nachhältig anstreichen half! Es muß tüchtige Prügel regnen, wenn wir uns der Hoffnung hingeben sollen, daß Deutschland sich wie ein Mann erhebe, und seinen alten sieghaften

Wahlspruch laut werden lasse: Alle für Einen, wie Einer für Alle!"

Allgemeiner Beifall!"

„Diese deutschen Bärenhäuter," fuhr Rudenz fort, „müssen erst warm werden, gleichen sie doch jenem Postillon, der seinen Passagier von ein paar lumpigen Strauchdieben bis auf das Hemd ausplündern ließ und die Schurken erst dann niederzuschlagen begann, als sie ihm selbst einige tüchtige Faustschläge hinter das Ohr versetzt hatten. Mir ist gar nicht bang um Deutschland. Es hat nur den Fehler, daß es immer zu spät losschlägt. Verdammtes trop tard!"

„Nun geht er los," flüsterte der Berghauptmann dem Baron ins Ohr.

„Ja, dies leidige Zuwarten," perorirte der Schachtschreiber, der sich durch Trunk wie Rede immer mehr erhitzte, „hat mich ewig in der tiefsten Seele gekränkt. Die Weltgeschichte ist eigentlich auch nur ein Schauspiel. Was kann da Erquickliches herauskommen, wenn die Deutschen erst mit dem ersten Aufzuge anfangen, wenn ihre Nachbarn eben den zweiten Akt beenden? Das haben wir ja am deutlichsten im Jahre des Unheils Vierzig und acht zu Gesichte bekommen."

„Wie so?" warf Gisbert ein.

„Es waren wohl jene revolutionären Ideen, die, wie Gervinus in seiner Vorrede zur Geschichte des neunzehnten Jahrhundertes sich ausdrückte, in gewissen Zeiträumen epidemisch von Westen nach Osten ziehen und jederzeit an Ausdehnnng gewinnen, es waren wie gesagt, diese revolutionären Ideen, welche damals auch dem deutschen Michel

zu Kopfe stiegen, und in der Paulskirche zu Frankfurt am Main Fleisch und Blut zu gewinnen suchten: aber jener scharfsinnige Denker unterließ es unbegreiflicher Weise diese hochrothen Gedanken chemisch zu prüfen, und so übersah er denn, daß die Februarritter in Paris bereits gegen die Bourgeoisie und das Kapital Sturm liefen, während der revolutionäre Wind in Deutschland bloß das alte „Ultimatum d'un citoyen de Tiers-Etat" wie das „il faut faire peur aux aristocrates" vom Jahre 1789 durch die zertrümmerten Fenster des Parlamentsaales heulte. Die Franzosen führten, es kurz zu sagen, eben den zweiten Aufzug des großen reformatorischen Trauerspieles auf, während das deutsche Volk sich anschickte, den ersten Akt desselben spielen zu wollen. Wie konnte man da gleichen Schritt und Tritt halten?"

„Und die Königskrone?" meinte der Berghauptmann.

„Leider war man in Frankreich so albern, bei sich zu Hause die Republik zu proklamiren, also gerade in einem Lande, wo es notorisch die wenigsten Republikaner gibt. Die Geschichte erschien um so lächerlicher, als man daselbst unter dem Banner des Sozialismus focht. Möglich, daß einige unsaubere Fäuste die schmutzige Fahne des Kommunismus schwangen, der doch nichts Weiteres ist, als die ruchlose Unverschämtheit, Diebstahl und Raub für heilig erklären zu wollen. Mit diesem rothen Gespenst mochte ich nie etwas zu schaffen haben. Es ist auch nur ein Fantom, mit dem man bei Nacht die großen Kinder schreckt, das aber bei dem ersten Hahnenruf der Volksbildung in Moderdunst zerstirbt. Was aber die gemäßigten Sozialisten in Europa

betrifft, so fällt es nicht einem bei, den Thron gefährden zu wollen; ja wollte sich irgend ein Monarch herbeilassen, sich an die Spitze allgemeiner socialer Reformen zu stellen, gerade die Schildknappen und Bannerträger dieser mit Unrecht verketzerten Lehre, würden sich als eine lebendige Wagenburg um die Krone scharen, und nöthigen Falles Mann für Mann auf dem Platze bleiben, wie es jene achtzig tapfern Schweizer gehalten, welche weiland die große Treppe des königlichen Schlosses in den Tagen von Ludwig des Sechzehnten Glück und Ende über eine halbe Stunde gegen mehrere tausend Franzosen bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigten."

„So ritterlich denken Sie von dem Sozialismus?"

Also frug Gisbert.

„Und warum nicht? Man muß sich die Sozialisten nur nicht immer als bloße Blusenmänner mit rothen, schwieligen Händen vorstellen. Es gibt darunter auch viele schöne weiße, aristokratische Hände mit tadellosem Nägelschnitte. Zu den Sozialisten gehören ja auch die Brüder des Prometheus, welche dem neidischen Olympe noch jetzt den belebenden göttlichen Funken zu rauben pflegen. Ich meine die Poeten. Ja, die Schriftsteller sind nichts weiter als die Proletarier der Feder. Dem Proletariat der Tinte ergeht es noch weit schlimmer, als dem Arbeiter mit Spaten und Haue. Die Taglöhner der Druckerschwärze sind nämlich ihrer zu wenige, um eine Revolte machen und durch Einstellung der Arbeit einen höheren Ehrensold erzwingen zu können. Denken Sie obendrein nur, was buchhändlerische Notabilitäten bei einem stark gelesenen Buche verdienen,

während die Autoren mit einer Hand voll Thalern abgefertigt werden, also mit einem Honorar, zu reichlich, um dabei zu verhungern, zu gering, um davon standesgemäß als Ritter vom heiligen Geiste leben zu können. Es bleibt eine Illustration des Liedes vom Pegasus im Joche!"

„Wie poetisch," bemerkte der Berghauptmann, „bei einem so materiellen Glaubensbekenntniß."

„Materielles Credo!" eiferte Rudenz, „sagen Sie und übersehen, daß dieses Beiwort abermals nur eine schlimme Verketzerung des Sozialismus ist! Gibt es einen poetischeren Glaubenssatz als den göttlichen Spruch unseres Erlösers, man solle Gott über Alles, und seinen Nächsten wie sich selbst lieben. Das ist aber gerade die Lehre, die wir vertreten, nur daß sie der Sozialist nicht bloß im Tempel des Herrn, nein, auch auf der Straße predigt."

„Erklären Sie sich deutlicher," bat Gisbert.

Der Schachtschreiber leerte ein Glas Wein, und fuhr dann fort, wie folgt:

„Ich bin oder war vielmehr reicher Leute Kind, auch hatte mir die Natur noch obendrein ein Pfund Talent als Wiegengeschenk eingebunden. So gedieh ich denn leiblich wie geistig. Vor unserer Behausung saß ein armes Höckerweib, und die Alte hatte einen einzigen Sohn, der mit mir in gleichen Jahren stand. Der Junge war roh und unwissend, aber bei so manchem Knabenspiele erkannte ich, daß sein Geist zwar brach liege, aber denn doch einer vielleicht noch reicheren Entfaltung als der Meinige fähig sei. Da ahnte ich denn, trotz meiner kindischen Einfalt, „daß etwas faul sei im Staate Dänemark". Hätten meine Eltern oder

unsere reichen Nachbarn an dem obigen Spruch des Heilands nicht blos im Gotteshause, sondern auch auf der Straße festgehalten, dann würden sie den Sohn der Höckerin auf ihre Kosten in die Schule geschickt haben, und aus dem unreifen Jungen wäre ein ganzer Mann, vielleicht ein zweiter Liebig oder anderer Humbold geworden, während er so wahrscheinlich bereits vor vielen Jahren auf dem faulen Stroh einer Lehmhütte im Lazaret oder vielleicht gar am Galgen gestorben!"

„Wahr, sehr wahr!" sprach der Baron.

„Deshalb lebe und sterbe ich dem Glauben, daß eine vernünftige soziale Reform allseitig stattfinden müsse. Diese Aufgabe läßt sich zudem auf friedlichem Wege lösen. Der Bannstrahl des Sozialismus macht keine Säule eines Staatsgebäudes schwanken. Wir fordern ja nicht, wie der wahnsinnige Kommunist, mit der hochrothen Mütze auf dem Haupte, daß man das klingende Kapital nach gleichen Ziffern theile, nein, wir wissen recht wohl, daß dies Kapital nicht zu unbedeutenden kleinen Summen herabschmelzen darf, sollen Handel und Industrie, Bauluft, Kunst und Gewerbe, denen Millionen Menschenkinder ihr tägliches Brod verdanken, sich zur Blüthe entfalten und so zu Trägern des allgemeinen Wohlstandes werden. Wir sind hier schon zufrieden, wenn man außer dem Taglohn auch Prozente von dem reinen Gewinne gewährt, kurz, wenn die alte Fabel von der Theilung des Löwen nicht täglich eine neue Auflage erlebt. Das Veto der Sozialisten will sich vor Allem auf geistigem Gebiete hörbar machen. Wir wünschen, daß jedes Landeskind in der Lage sein sollte, sich ein geistiges

Kapital erwerben zu können. Die Verwerthung desselben ist dann seine Sache."

„Sie meinen die Erziehung?" frug der Berghauptmann.

„Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Wir verwerfen den Koran des Türken von wegen seiner trostlosen Lehre der Prädestination oder der Vorherbestimmuug. Gibt es aber einen gräulicheren Fatalismus, als daß bei uns gewisse Menschenracen von Geburt aus für ewige Zeiten zu der Rolle eines Lastthieres verurtheilt bleiben? Denken Sie an den schlesischen Weber, an den slovakischen Drahtzieher, an den wandernden Zigeuner, vor Allem aber an die Taglöhner bei unsern Bauten, nun fragen Sie sich mit der Hand auf dem Herzen, ob es nicht den Zorn des Himmels herausfordern heißt, falls Generation auf Generation bloß deshalb geistig verwahrlost verharren soll, weil die Wiege dieses oder jenes Menschenkindes in keinem goldenen Palaste, sondern in einer elenden Lehmhütte gestanden?! Da halte ich es weit lieber mit dem Islam. Wie viele Bartscheerer haben später den Turban eines Pascha's getragen, wie viele Töchter der Armuth sind zu dem Bindendiadem der Herrin im Serail gelangt!"

„Wie aber soll die Erziehung ein Gemeingut werden?" frug der Vorstand der Gewerkschaft.

„Auf welche Weise," warf Gisbert hin, „wollen Sie den goldenen Regen der Bildung in alle Hütten traufen machen?"

„Der Staat kann Vieles, aber nicht Alles. Deshalb müssen ihm die einzelnen reichen Bürger bei diesem Zau-

berstücke aus der Mythe von der Königstochter Danae hilfreiche Hand leisten. Wo öffentliche Schulen nicht ausreichen, da möge jeder Nabob die Kinder seiner armselig gekleideten Nachbarn wie seiner goldbetreßten Dienerschaft an dem Unterrichte Theil nehmen lassen, den seine eigenen Kleinen in so manchem Fache des Wissens genießen. Genug hierüber! Es war nicht meine Aufgabe, einen Kodex sozialer Reform zu schreiben. Ich hatte das Priestergewand meiner Glaubensgenossen bloß vor dem Makel zu wahren, daß es politische Fanatiker als Denkmantel ihrer hirnverbrannten Umtriebe benützten. Der Sozialist behauptet nichts weiter, als daß der Stempel der Gottheit auf der Stirn jedes Menschenkindes zu lesen sei. Das ist eine alte, biblische Wahrheit! Uebrigens wird das obenerwähnte Gebot des Herrn bezüglich der Nächstenliebe auch ohne meine Predigt über kurz oder lang Profeten finden, die es statt im Dome auf öffentlicher Straße verkünden und sollte sich dann ein wahrhaft heiliger Krieg entflammen, dann Herr Baron ist es Zeit, dann lassen Sie das Gebet des Hirten David, bevor er den starken Goliat bewältigen ging, den Schlachtruf aus der zweiten Auflage von „Leier und Schwert" und „Die Lieder vom armen Mann" zusammenschallen und es wird einen Dreiklang geben, dessen donnerndes Echo ihren Namen wiederhallen machen wird nicht bloß von allen irdischen Bergen, sondern auch weit dort drüben in allen sieben Himmeln des urewigen Gottes!"

„Amen!" rief tief ergriffen Gisbert.

„Wie ich gesagt," flüsterte der Berghauptmann, „es liegt ein goldenes Körnlein in seinen Worten."

Fünftes Kapitel.

Vehmrichter und Landstürmler.

Kehren wir in die alte Reichsstadt zurück!

Es mochten etwa acht Tage nach jenem Festmale im Bergwerke, im Ganzen über zwei Wochen seit dem Einmarsche einer feindlichen Besatzung verflossen sein. Man hatte das frühere geheime Versprechen in so ferne gehalten, als in der That ein Civilgouverneur die Zügel der Herrschaft ergriff. Auch wurden die Privilegien der Stadt aufrecht erhalten. Der fremde Civilgouverneur glich jedoch den Dogen der venetianischen Republik, bei denen der Argwohn die Rolle der inspirirenden Nymphe Egeria vertrat, welche jeder Denunziation Mindlings Gehör schenkten, wurde sie auch ohne Namensunterschrift in den historischen Löwenrachen geworfen.

Langer galt als der Soufleur des neuen Regime.

Vater Herbert gab sich des letztern Umstandes halber etwas beruhigt, obgleich sein deutscher Sinn zuweilen hart auf die Probe gestellt wurde. Am schlimmsten erging es dabei dem freimüthigen Jeremias. Sein Blatt wurde bereits am Tage der Besetzung der Reichsstadt verboten. Lobesam ließ sich jedoch nicht einschüchtern. Es regnete Pamphlete aus seiner Feder, darin die Fremdenherrschaft nach Gebühr und Verdienst gegeißelt wurde. Der Satyriker verglich sie mit der heiligen Vehme des Mittelalters und meinte, dies Beiwort sei bei ihr um so charakteristischer,

als ihr in der That nichts heilig sei. Die fremden Gewalthaber hießen daher auch in Kürze im Munde des Volkes nie anders als die Vehmrichter. Die Nachwehen konnten natürlich nicht ausbleiben.

Jeremias wurde ein proskribirter Mann.

Er hätte sich zwar leicht durch die Flucht retten können, hielt es aber für seine Pflicht, in den Tagen der Gefahr bei der Bevölkerung seiner Vaterstadt auszuharren und den sinkenden Muth deutscher Gesinnung durch manches kräftige Wort zu stählen und kampflustig zu erhalten. Sein journalistisches Glaubensbekenntniß lautete: „Das Bayonnet bedrückt mich auch jetzt noch stumpfer als das Wort. Eine vernünftige und schöne Sprache gleicht einem Leuchtthurm. Redeklang erschreckt und erhebt wie der Donner. Ein Tagesblatt, auch durch eine Winkelpresse gedruckt, ist eine Heermacht, welche ein Lager aufwiegt. Ein Verräther, der in den Tagen der Fremdenherrschaft diese seine Waffe wegwirft! Feig oder schwach sei jeder gescholten, der jetzt seinen Mund verstummen läßt!"

Armer Lobesam!

So finden wir ihn denn wieder, aber nicht in seinem glänzenden frühern Redaktionsbureau, sondern in einer elenden Dachkammer, die ihm als Schlafstelle dient, während draußen eine fast ebenso ärmliche Stube den Exerzierplatz vertreten muß, darauf er die bleiernen Truppen Gutenbergs die Revue passiren läßt. Er schlummert ruhig. In der andern Stube steht die wackere Theerjacke Paul.

Der stille Monolog des Letztern mochte etwa wie nachstehend klingen:

„Habe die Notion, daß hier klar getrommelt werden sollte. Schleicht verdächtiges Gesindel mit Enterhaken herum, Kerle, häßlich wie die Schlange, als sie das Paradies auskundschaftete. Habe die Notion, werde meine alten Fäuste gebrauchen müssen. Wäre schade um den wakern Mann allhier. Ist zwar nur ein Zeitungsschreiber, aber tapferer zu Feder, als so mancher Hochbootsman mit seinem Bowiemesser. Steht kaltblütig wie ein Matrose am Zündloch seiner Kanone. Hält fest an seiner Landes-Ehre und nagelt seine Flagge offen an den Mast!“

Bald darauf erwachte Lobesam.

„Guten Morgen, Graubart,“ sprach er, „was bringst Du mir?“

„Habe die Frau Schwester anzusagen, möchte aber nebenbei fragen, ob Sie keinen Diener brauchen?“

„Meine Schwester kommt? Eine treue Seele! Einen Diener? Ich habe mich mit meinen Pamphleten hinreichend selbst bedient. Die fremden Machthaber fahnden nach mir. Wer sehnte sich nach der Livrée eines geächteten Mannes?“

„Paul heißt der Mann!“

„Du, Alter! Bist Du von Sinnen? Was würde Dein Herr, der Bürgermeister dazu sagen?“

„Halten zu Gnaden, aber ein alter Matrose dient keinem Landesverräther. Paul, der Mann, mag nichts auf einer Fregatte zu thun haben, wo es mit den Schiffspapieren nicht recht in der Ordnung ist.“

„Mein Bruder dreht freilich den Mantel nach dem Wind, doch glaube ich nun und nimmer, daß er die Hei-

mal verkaufen könnte. Zudem steht Dir ja noch ein zweiter Dienst in Aussicht, bei Herrn von Langer nämlich."

„Möchte ihn an der nächsten Raë hängen sehen! Ist mit vollen Segeln zu dem Feinde übergegangen. Daß ihn die neunschwänzige Katze!"

„Dies könnte wahrlich nicht schaden. Arme Aphanasia!"

„Armes Fräulein! Zudem schleichen Spione des Ueberläufers in dieser Gegend umher und spähen wie der Hai an einem Wracke, wenn er Leichenatzung wittert."

„Ich habe Langer freilich in meiner letzten Epistel eben nicht in Glacéhandschuhen an der Gurgel gefaßt, aber für so schlecht halte ich ihn denn doch nicht, daß er sich zum Angeber eines Landsmannes, eines künftigen Verwandten erniedrigen möchte."

„Untreu der Flagge, untreu Gott, wie dem Rechte!"

Paul that dies Mal Langer hoch Unrecht. Letzterer verweilte an jenem Tage nicht einmal in dem städtischen Weichbilde. In einem Dorfe im Oberlande hatten sie eine feindliche Patrouille, welche daselbst den Herrn spielen wollte, mausetodt geschlagen. Noch schlimmer erging es einem zweiten Streifkorps, wie wir weiter unten vernehmen werden. Ein feindlicher Oberst war deshalb mit einer dritten Abtheilung zur Bestrafung der Dörfler aufgebrochen und Böswillige wollten behaupten, Herr von Langer habe sich freiwillig angeboten, den Wegweiser abzugeben. Es war auch in der That so der Fall, nur hatte Langer bei seinem Anerbieten noch einen verzeihlicheren Beweggrund; das

abtrünnige Dorf lag nämlich in der Nähe des Gehöftes, nach welchem sich Aphanasia geflüchtet.

Paul wußte aber nicht um Langers Abwesenheit.

Seinen obigen Ausruf hätte er natürlich bei der Kenntniß der Sachlage noch mit mehr Bitterkeit ausgestoßen.

Jeremias gebot ihm jedoch zu schweigen.

„Friederike," meinte er, „könnte uns überraschen. Sie soll sich nicht vor der Zeit ängstigen. Uebrigens will ich weder Deine Warnung thöricht in den Wind schlagen, noch mich Deiner treuen Nachbarschaft berauben. Von Dienstgeben kann ja so keine Rede sein. Ich kann Dir keinen klingenden Dank anbieten.

„Herr," versetzte Paul, „Ihre Tinte ist Gold! Hätte nie geglaubt, daß das schwarze Zeug seiner Zeit mehr werth sein könne, als rothes Matrosenblut. Gott segne Sie wie die Heimat! Einstweilen will ich in die See stechen und nach den verwünschten Piraten lugen. Wollte, ich könnte sie sammt und sonders in den Grund bohren!"

Mit diesem Wunsche entfernte sich die redliche Theerjacke.

Jeremias setzte sich an seinen Schreibtisch, und schrieb an einem jener geharnischten Artikel, deren Lettern den Drachenzähnen des Kadmus gleichen, und auf günstigem Grund und Boden, im Herzen des Volkes nämlich, als eben so viele gepanzerte Riesen zu erstehen pflegen. Er wurde jedoch durch seine Schwester an seinem Vorhaben gehindert.

„Aphanasia," rief sie eintretend, „ist gerettet!"

„Gerettet, sagst Du?"

„Ja, wie durch ein Wunder!“

„Woher weißt Du — —“

„Aphanasia's Zofe, durch einen vertrauten Boten, durch einen kühnen Waldgänger geführt, hat mir ein Schreiben von ihrer Hand gebracht, darin gar wunderliche und entsetzliche Dinge zu lesen.“

Es hatte sich auch in der That eine seltsame Geschichte in den Bergen zugetragen. Wir haben nämlich bereits angedeutet, daß ein zweites feindliches Streifkorps in einem Dorfe im Oberlande in eine gar arge Klemme gerieth. Die Mannschaft desselben, die mit den Wandersleuten auf der Straße eben nicht am glimpflichsten verfahren war, hatte in einer Waldschenke des Guten zu viel gethan, und wurde im Rausche von den Landstürmlern überfallen und entwaffnet. Die schuldbewußten fremdländischen armen Teufel sahen sich im Nu aller ihrer Habseligkeiten beraubt und wiesen ein Kostüm, das an die Tage der berüchtigten Sanskulottes erinnerte.

Die siegreichen Landstürmler berathschlagten sich nunmehr, auf welche Weise die Marodeurs in die andere Welt zu senden wären. Sterben sollen sie, darüber waren alle Dörfler einig. Ein etwas milder gestimmter alter Mann stellte jedoch das Amendement, man sollte die Plünderer der deutschen Freischar ausliefern, die sich kürzlich in die Berge der Umgebung geworfen. Pulver und Blei würden dann später das Ihrige vollbringen. Dies Urtheil wurde jedoch als zu milde durch überwiegende Stimmenmehrhei verworfen,

Die entsetzliche Debatte begann aufs Neue.

Einer der Rasendsten meinte, man müsse die ausländischen Hunde langsam durch Verstümmlung der Glieder abschlachten; ein Zweiter war der Ansicht, man solle eine Grube graben und sie lebendig verschütten; ein Dritter wollte Gnade für Recht ergehen lassen, und sprach sich daher einfach für den Galgen aus. Die Majorität schien auch diesem letztern Vorschlage beistimmen zu wollen. Es entstand jedoch die brennende Frage, wer dann von den Landstürmlern eigentlich die räuberische Brut aufknüpfen sollte? Niemand wollte jedoch dem Henker in das Handwerk pfuschen, und so einigte man sich endlich zu dem Beschluße, die Marodeurs in einen nahegelegenen Schweinstall zu sperren und diese hölzerne Behausung mit ihrer Strohbedachung über ihren Häuptern anzuzünden. Dieser Ausspruch der Volksjustiz mahnte an die Urtheile bei den Hexenprozessen des Mittelalters, wo es einfach hieß:

„Comburantur!"

„Sie sollen verbrannt werden!"

Gesagt, gethan.

Die armen Schlachtopfer wurden in der That nach dem Schweinstall geschleppt. Entsetzliche Szene! Wie konnten sich deutsche Landeskinder zu einem solchen Schergendienst drängen? Also frägt wohl manche freundliche Leserin? Das ist der Fluch eines Volkskrieges. Bei einem solchen Kampfe, der bis zur Vernichtung entbrannt, wird der mißhandelte Dörfler zum blutdürstigen Tiger, erwacht eine Hyäne in der Brust seines Weibes. Jede Messerklinge dient als Waffe. Man weiß fürder von keinem Erbarmen mehr, das Mitleid erstirbt im menschlichen Herzen. Das Feuer

auf dem häuslichen Herde loht als Autodafé, und es ist die Nemesis in ihrer grauenvollsten Gestalt, die da im Mantel des Meuchlers herumschleicht, hier am Altar eine Hostie im Munde des Priesters vergiftet, dort einen alten Fahnenschwur in Meineid übersetzt, jetzt einen ehrlichen Namen in eine Handvoll Papiergeld hüllt, dann in der Stille der heiligen Nacht scharfe Dolche für eine unheilige Schandthat am Morgen schleift. Ländlich, schändlich! Also heißt hier die Losung, und es währt geraume Zeit, bis jene Vergeltung den Mantel des Bravo abwirft, und in kriegerischer Tracht vernichtend, aber ehrlich kämpfen geht, bis sie sich in ihrer ganzen imposanten wilden Schönheit aufrichtet, eine rückgekehrte Eisenjungfrau des Mittelalters, die da tödtet in ihrer bräutlichen Umarmung!

Wehe Allen, so einen Volkskrieg entflammen helfen!

Es ergeht ihnen wie dem Zauberlehrling in Goethe's Gedichte, welcher die heraufbeschworenen bösen Geister nicht mehr zu bannen wußte. Selten auch überleben sie den angefachten Weltbrand. Nicht bloß die Revolution auch der Volkskrieg gleicht dem Saturne. Er verzehrt sein eigenes Geschlecht.

Doch kehren wir nach der Waldschenke zurück.

Die Folterangst der Marodeurs läßt sich kaum schildern. Sie hatten dem Tode schon oft ins Auge gesehen, aber es war im ehrlichen Kampfe, Mann an Mann geschehen; hier aber hieß es auf eine schimpfliche Weise von der schönen Gotteswelt scheiden, kein begeisternder Hörnerruf, nein, gräuliche Schmähworte wiederhallten auf dem bittern

Todesgang; der Athem der gequälten Menschenkinder stockte, ihr Herz drohte still zu stehen, Himmel und Erde drehten sich im wirbelnden Kreise, als man die Opfer einzeln faßte und häuptlings in die ekle Behausung des schmutzigsten Gethieres schob. Ein Schweinstall sollte ja zum Scheiterhaufen, zum feurigen Ofen werden.

Und gab es keinen rettenden Engel?

Eine Art Schutzgeist nahte freilich. Es war Fräulein Aphanasia, welche der Zufall oder die Vorsehung an dem Schauplatz der Schauerszene vorüberführte. Leider aber fehlte es der Aermsten an dem nöthigen Schirmgeleite, um gebietend einschreiten zu können. Ein Bauernknabe von höchstens zehn Jahren, ein Sohn des Pächters Wolfgang diente ihr bei ihrem Waldgange als Wegweiser. Wohl schraken die entmenschten Landstürmler verdutzt zusammen, als Aphanasia's strafende Worte an ihr Ohr klangen, und fast schien es, als ob menschliches Erbarmen zurückkehren wollte in die verwilderten Herzen der zornschnaubenden Landesvertheidiger; da eilte aber eine Megäre herbei, ein Satan in weiblicher Gestalt, es war die betagte, hagere, wegen ihrer Böswilligkeit berüchtigte Eigenthümerin der Waldschenke, Frau Drachenzunge, wie sie der Bauernwitz taufte, und mit ihrem Erscheinen floh der trostreiche Engel der Barmherzigkeit und Gnade mit verhülltem Antlitze nach dem eben verlassenen Himmel zurück.

„Was zögert ihr," brüllte die Megäre, „wollt ihr euch von einer Stadtmamsell, von einer Landstreicherin in das Bockshorn jagen lassen? Seit ihr kleine Jungen, die vor der Ruthe zittern?"

„Frau Wirthin!“ rief empört Aphanasia.

„Ich kenne Dich, mein Schätzchen. Du bist des Bürgermeisters Herbert abgefeimtes Töchterlein, Er ist ein Landesverräther, und Dich hat man als Spion in unsere Berge gesendet. Ergreift die liederliche Dirne!“

„Zurück! Zittert vor der Rache meines Vaters!“

Die Landstürmler schwankten.

„Ei, werde ich viel Federlesen,“ grollte die Megäre, „mit diesem Modepüppchen machen! Nein, ich will euch zeigen, wie man mit derlei Gesindel fertig wird. Mitgefangen, mitgehangen!“

Damit ergriff das entsetzliche Weib die halb ohnmächtige Aphanasia am Arme, und wollte sie eben gleichfalls nach dem Schweinstalle schleppen, auch brachte man schon Feuerbrände herbei, und schickte sich an, dieselben rings um jenen künftigen Scheiterhaufen zu thürmen: da hörte man Waffen rasseln, der Waldpfad erdröhnte unter dem gleichen Schritt und Tritt einer stattlichen Kriegerschaar, Bayonette erglänzten im Sonnenschein und ein schlanker junger Mann in Offiziersuniform eilte mit gespannter Pistole herbei und frug mit donnernder Stimme:

„Spuckt der Teufel schon wieder in dieser Wald schenke?“

„Retten Sie mich!“ wimmerte Aphanasia.

„Hilfe!“ stöhnte es von dem Schweinstall herüber.

„Nieder mit den Feuerbränden!“ befahl der Offizier.

Die Landstürmler gehorchten, der Anblick gefällter Bayonette hatte sie eingeschüchtert, nur das gräuliche Weib wollte von seiner Beute nicht lassen, und machte Miene

selbst ein bereits lichterloh brennendes Stück Holz zu ergreifen. In demselben Augenblicke aber hatte der junge Mann die Megäre auch schon mit der linken Hand an der Gurgel gefaßt, während er ihr gleichzeitig mit der Rechten die Mündung seiner Pistole an die Stirne setzte.

„Ich kenne Dich Unhold," rief er, „noch aus frühern Tagen her, bin auch Dein Grundherr, will jedoch dies Mal Gnade für Recht ergehen lassen; sollte Dich aber je wieder das Gelüste anwandeln, den Teufel im Unterrocke spielen zu wollen, so schieße ich Dich, so wahr mir Gott einst in meiner letzten Stunde helfe, nieder wie einen tollen Hund! Merke Dir das!"

Nach dieser Drohung schleuderte er das Ungeheuer kopfüber mit solcher Gewalt an den nächsten Baumstamm, daß man die Megäre bewußtlos nach der Waldschenke schaffen mußte. Aphanasia wie ihre Schützlinge waren gerettet. Also verlief sich die seltsame Geschichte im Oberlande. Herberts Töchterlein hatte die entsetzliche Szene in dem Brief an ihre Tante noch ausführlicher geschildert. Man denke sich den Schrecken wie die Freude der wackern Frau Warner. Auch Jeremias fühlte sich, während er die erste Hälfte des Schreiben durchlas, von einem kalten Schauer beschlichen.

„Gelobt sei Gott!" sprach er tief ergriffen.

„In Ewigkeit!" versetzte Friedricke.

„Wer war der junge Mann?"

„Es ist ein alter Bekannter von uns, Baron Gisbert."

Gisbert war es auch in der That, der in den Bergen als Retter in der höchsten Noth erschienen. Er brach nämlich

gleich nach dem Festmal in dem Bergwerke nach dem Gebirge auf, von welchem aus der alte Oberst an der Spitze seiner tapfern Freischärler dem Feinde durch den kleinen Krieg so viel Schaden als möglich zuzufügen gedachte. Der Baron wurde von seinen Waffenbrüdern mit um so größerem Jubel empfangen, als man ihn bekanntlich schon lang zu den Todten zählte. Das Weitere erklärt sich von selbst. Wenden wir uns jedoch abermals zu den Geschwistern.

„Der Mensch denkt, Gott lenkt!"

Also meinte Lobesam.

„Was willst Du damit sagen?" frug seine Schwester.

„Herr von Langer dachte sicher nicht daran seine Verlobte einem Nebenbuhler in die Arme zu führen, als er Herbert überredete, sein schönes Töchterlein Aphanasia in die Berge zu senden."

„Allerdings eine gefährliche Nachbarschaft."

„Dazu kommt noch der unliebsame Vergleich!"

„Vergleich?"

„Aphanasia's Verlobter steht im Solde des Feindes. Das ist doch jetzt bereits sonnenklar. Gisbert aber trägt die Landesfarben. In diesem Schmucke erscheint ein junger Degen selbst einer Modepuppe als ein Stück Halbgott. Wie Du sagtest, eine sehr gefährliche Nachbarschaft!"

„Und bist Du nicht selbst in einer noch weit schlimmeren Lage? Auch in Deiner Nähe spukt es bedrohlich. Als ich hieher eilte, traf ich den fremdländischen Zivilgouverneur im eifrigen Gespräche mit dem feindlichen Stabsprofoßen. Letzterer wies nach Deinem Dachstübchen.

Nur die Freude über Aphanasiens Rettung ließ mich vergessen, Dich in aller Hast zu warnen."

„Du heißest ja auch Friederike Warner."

„Keinen Scherz in einer Stunde, wo Deine Sicherheit, vielleicht Dein Leben gefährdet!"

„Weißt Du, was in sturmbewegten Tagen das Beste ist?"

„Nun, das wäre?!"

„Man kann nicht öfter als einmal erschossen werden Wer weiß zudem, ob die Stunde der Gefahr so nahe ist?!"

In diesem Augenblicke stürmte Paul in die Stube.

„Die Stunde schlug," rief der schreckensbleiche Mensch, noch halb außer Athem, „unser Schlupfwinkel ist ausgekundschaftet worden. Eine Abtheilung Soldaten rückt im Doublirschritte an."

„Gerechter Himmel!"

„Fasse Dich, liebe Schwester!"

„Hier kann nur ein rascher Entschluß retten," meinte Paul, „es heißt unter falscher Flagge absegeln!"

„Ich verstehe keine Sterbenssylbe," versetzte Lobesam.

Der Matrose zog seinen Livreerock aus.

„Wir müssen unsere Theerjacken wechseln," sprach er dann, „Herr von Langer ist, wie ich unten hörte, in den Bergen, keiner von den Schergen kennt den rechten Mann. Sie werden mich dafür nehmen. Mittlerweile hissen Sie alle Segel auf!"

„Treue Seele!" rief Friederike.

„Was fällt Dir bei?" entgegnete Jeremias, „glaubst Du, man würde Dir diesen Betrug verzeihen! Sie haben

zwar bei uns das Fallbeil noch nicht für permanent erklärt, aber das vaterländische Surrogat aus Hanf ist an jeder Halfter zu finden."

Man hörte auf der Treppe Musketen klirren.

„Entschließen Sie sich!" drängte Paul.

„Nie! Nimm übrigens meinen Dank für Deinen Liebesdienst!"

„Somit werde ich es mit der Insubordination halten müssen!"

Mit dieser Versicherung eilte der Matrose in die Schlafkammer. Bald darauf öffnete sich die Thür. Der fremdländische Zivilgouverneur trat hastig in die Stube. Bewaffnete zeigten sich an der Treppe. Eine kurze Pause folgte. Paul hatte sie zu benützen gewußt. Er eilte im Schlafrocke Lobesam's, dessen dampfenden Tschibuk am Munde dem Zivilgouverneur mit ungemeiner Würde entgegen.

„Das ist also das Lager des bissigen Fuchses!" meinte dieser.

„Wen suchen Sie?" frug die Theerjacke.

„Den Redakteur Jeremias Lobesam."

„Der bin ich!" sprach Paul.

„Schweig, Graubart! Ich bin es, Herr Gouverneur."

„Glauben Sie ihm keine Sylbe! Es ist ein treuer Diener, der mich um jeden Preis zu retten sucht."

„Erbärmlicher Wettstreit! Und wer sind Sie, Madame?"

„Ich heiße Friederike Warner."

Der Gouverneur verbeugte sich höflich.

„Also die Frau Schwester des Herrn Bürgermeisters," flüsterte er, „ach, da können Sie ja am Besten entscheiden, wer von diesen beiden Zänkern ihr schreibwüthiger Bruder ist?"

„Unser Gesetz," entgegnete Friederike würdevoll," erlaubt den Verwandten des Geklagten selbst in hochnothpeinlichen Fällen jede Aussage zu verweigern. Ist ihr Korpus juris weniger galant, zumal gegen Frauen?"

„Hier handelt es sich aber um Verleitung zum Aufruhr, also um die Kriegsartikel, und diese wissen nichts von Galanterie, selbst den reizendsten Damen gegenüber."

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln, wie diese halb komische, halb tragische Szene eigentlich zu Ende gegangen wäre. Vermuthlich hätte der Gouverneur den angeblichen Redakteur in sichere Haft bringen lassen. Zum Glücke oder Unglücke aber erschien jetzt ein Deus ex machina im Unterrocke auf dem Schauplatze der Handlung. Es war dies die Zofe des Fräuleins Aphanasia.

„Gnädige Frau! Gnädige Frau!"

Also rief hereinstürzend das redselige Nettchen.

Die Aermste blieb bei dem Anblick des Gouverneurs mitten im Texte stecken.

Letzterer frug natürlich, wer die Kleine sei, und was sie hier zu suchen habe! Friederike bezeichnete sie der Wahrheit gemäß als die Zofe ihrer Nichte. Dies war jedoch nur die Beantwortung der ersten Frage. Aufschluß über den Beweggrund ihres Erscheinens gab Nettchen selbst und zwar mit den erschrocken gestammelten Worten, auch die

Behausung der Frau Warner wimmle von Herren Soldaten. Die Dame warf dem Gouverneur einen fragenden Blick zu. Dieser kam jedoch nicht im Mindesten aus der Fassung, sondern meinte überaus trocken, eine weitere Denunziation habe den Schlupfwinkel des Redakteurs Jeremias Lobesam nach dem Salon seiner Schwester verlegt. Der gemeldete bewaffnete Besuch alldort bedürfe sohin keiner weitern Beschönigung. Uebrigens komme ihm die Zofe wie gerufen. Die Kleine scheine geschwätziger Zunge zu sein, und möchte daher williger beichten, ob hier der Diener wirklich den Herrn spielen wolle. Deshalb wies er auch auf den Mann im Schlafrocke, der noch immer ganz gemüthlich aus dem ellenlangen Tschibuk schmauchte, und frug dann mit ziemlich barscher Stimme:

„Sprich Kleine, wer ist dieser Graubart?"

Das war Wasser auf Nettchens Mühle. Nun kam die Stunde der Zahlung.

„Ein Grobian ist er," rief sie, „ein boshaften Witzbold jeder Zoll!"

„Letzteres stimmte freilich mit dem erlassener Steckbriefe," sprach lächelnd der Gouverneur, „es handelt sich aber dermalen um keine humoristischen Tintenergüsse, sondern einfach um die Frage, wie sich dieser Witzbold nenne?"

„Es ist Paul, der Bediente meines Herrn, ein Flegel vom Wirbel bis zur Zehe!"

„Daß Dich der Satan hole!" fluchte der Matrose.

„Alberne Närrin!" murmelte Friederike.

„Genug des Verhöres," begann Jeremias. „Sie wissen, Herr Gouverneur, daß ich meinen Namen keinen

Augenblick verläugnet habe. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, doch schonen Sie gütigst dieses alten Mannes. Seine Anhänglichkeit — —"

„Ich hätte große Lust, den Schlingel hängen zu lassen!"

„Er ist ein Diener meines Bruders, des Bürgermeisters Herbert."

Also begütigte Friederike.

„Sein Glück," meinte der Gouverneur, „mag er sich denn aus dem Staube machen! Folgen Sie mir, Herr Lobesam!"

„Ich komme," entgegnete dieser; „Muth blasse Schwester!"

„Mir bricht das Herz!" jammerte Frau Warner.

Der Gouverneur entfernte sich, Jeremias wurde abgeführt. Friederike folgte händeringend dem traurigen Zuge.

Paul schäumte vor Zorn.

„Habe das Weibervolk," rief er, „nie recht leiden können. Meinte übrigens bisher, der Teufel stecke nur in schönen, jungen Unterröcken. Abgetakelt! Auch ein altes Plappermaul ist vom Uebel. Möchte dieser lackirten Meerkatze den Hals umdrehen!"

Mit diesem garstigen Wunsche begab sich der ehemalige Matrose nach der Schlafkammer, um seine fruchtlose Verkleidung abzulegen. Nettchen starrte ihm, kirschroth vor Aerger, eine Weile nach. Dann kreischte sie:

„Altes Plappermaul?! Lackirte Meerkatze! Eigentlich hat er Ursache, mir zu zürnen. Wenn ich gewußt hätte — vielleicht hilft Herr von Langer — ja, der wird

und muß helfen. — Dann aber, Monsieur Paul, wollen wir abrechnen — glaubt er, das Plappermaul, wie die Meerkatze bleibt ihm geschenkt? Abgetakelt!"

Sechstes Kapitel.

Muse und Bellona.

Angelika Catalani und Nikolo Paganini glichen den Profeten des auserwählten Volkes Gottes, namentlich schien Letzterer ein Elias, als er auf dem feurigen Wagen der Töne die Fahrt durch alle Lande unternahm. Beide stifteten jedoch keine neue musikalische Lehre. Erst Liszt war der Mohamed, mit dessen Hegira, mit dessen Zug von Paris nach Pest die neue Zeitrechnung des fahrenden Virtuosenthumes begann. Seit dieser Stunde ging der abgöttische Kultus der Technik in volle Blüthe, die Virtuosen wanderten auf Louisd'or umher, und schmückten sich wiederrechtlich mit dem Lorbeer der Tontichter. Der gewaltige Märzsturm, so verderblich in anderweitiger Hinsicht, reinigte die musikalische Atmosphäre, und der leidige Tastendienst ward auf sein wahres Maß zurückgeführt. Die fahrenden Virtuosen tauchten später zwar abermals auf, wie die Vögel aufs Neue zu zwitschern beginnen, wenn der Sturm vorüberrauschte; die Menge war jedoch kälter und ernster geworden, und die Kritik hielt es gewissenhafter bei der Prüfung und Legalisirung der Freipässe auf Unsterblichkeit.

Namentlich war man Klaviermüde geworden.

Fräulein Aphanasia ärgerte sich gewaltig hierüber. Sie galt ja als eine der wenigen Schülerinnen des Pensionats, welche wirkliches musikalisches Talent besaßen und es daher auf dem Fortepiano weiter brachte, als ihr Meister bei dem Beginne des Unterrichtes zu profezeihen wagte. Als Tochter des Bürgermeisters wurde sie natürlich später in der Reichsstadt als ein musikalisches Phänomen ausposaunt und Herr von Langer wußte auch dies unvernünftige Geplauder der Stadtfama zu seinem Vortheile auszubeuten. So schrieb er nach einem Konzerte, bei dem Aphanasia eines wohlthätigen Zweckes halber mitwirkte, in ein auswärtiges Winkelblatt nachstehende, etwas bombastische Korrespondenz:

Wir haben Sie gehört, das gefeierte Fräulein Aphanasia nämlich, diesen weiblichen Herold Chopins, die Verkünderin des neuen musikalischen Korans, es sei nur ein Gott und Beethoven sein Profet! wir haben sie gehört die Tonheroin, die Beherrscherin der Tasten, Klavierina III. nach der Pleyel und Wiek-Schuhmann! Wie man weiland von Franz Liszt sagte, er sei der Kolumbus des Klavieres, und habe erst entdeckt, was man Alles auf dem Flügel zu leisten vermöge, so ist Sie der weibliche Kapitän Kook, denn Sie hat ja auch entdeckt all die Wunder in dem „fünften musikalischen Welttheil Beethoven."

Langer wußte Aphanasia dies Winkelblatt natürlich in die Hände zu spielen. Das Fräulein schwamm in einem Meer von Entzücken. Ihr Oheim dämpfte aber ihre Eitelkeit, indem er sich in seinem Blatte also vernehmen ließ:

Es ziemt sich allerdings in die Posaunen des Lobes zu stoßen, wenn eine bedeutsame musikalische Notabilität sich herabläßt, für ein paar Stunden „bewegter Luft" unser Gold und Silber einzukassiren. Wir haben jedoch unsere Koulissengeheimnisse, wobei die Spalten dieses Blattes die Seitendekorationen vertreten. Hinter diesen Koulissen flüstern wir unsern Lesern zu, daß Fräulein Aphanasia zwar allerdings Talente besitze, daß wir aber, was unsere Wenigkeit anbelangt, selbst Konzerte einer Pianistin wirklichen ersten Ranges erst dann gegen klingendes Legegeld besuchen wollen, wenn darin eine Rettich oder Seebach den zweiten Theil von Goethe's „Faust" vorlesen sollte. Goethe und Beethoven werden sich wohl aufwiegen. Musik ist eine Tochter der Poesie, wenn aber die Verehrung derselben zum Fetischdienst ausartet, dann ist es gerade, als ob man die Statue statt der Gottheit, welche die erstere vorstellt, anbeten wollte. Der Glaube wirkt freilich Wunder. Es ist nicht der Bildhauer, der den Gott macht, es ist der erste Andächtige, der sich vor der Statue betend niederwirft. Man gehe in die nächste Dorfkirche. Der Freigeist erblickt darin ein roth oder blau bemaltes Stück Holz, die Bauern aber glauben einen Gott zu erschauen.

Das war freilich eine kalte Douche! Jeremias liebte es überhaupt, sich unter der Mittelmäßigkeit in der Kunst Feinde zu schaffen; er hielt es da gerade umgekehrt wie Antonius, der bei Gelegenheit der Verschwörung des Attilius meinte, es freue ihn nicht, zu sehen, wie er von so vielen nicht geliebt werde. Aphanasia schmollte auch geraume Zeit mit ihrem Oheim. Später erkannte sie jedoch, zu

ihrer Ehre sei es gesagt, die Wahrheit seiner Worte. Am schlimmsten kam dabei Gisbert weg. Er hielt sich neutral. Man hätte ihn, um mit Mendelssohn zu sprechen, mit dem weißen Blatt Druckpapiere vergleichen können, das zwischen das alte und neue Testament in der Bibel gebunden zu werden pflegt.

Neutralität schlägt aber selten zum Heil aus.

Das gilt in der Liebe wie in der Diplomatie. So war es auch hier der Fall Aphanasia konnte es dem Freiherrn nie verzeihen, daß er sich damals nicht entschieden ausgesprochen. Sie nannte dies in ihrer boshaften Weise laut wie leise: Gleichmüthigkeit à la Chinoise. Es sollte ein ironischer Scherz sein, war aber in Wahrheit ein zeremoniell richtiges Gleichniß, wenn man nämlich an die Hofsitte zu Peking denken wollte, welche alle Gemüse nur zur Zeit ihrer vollen Reife auf die Tafel zu bringen erlaubt. Das Fräulein hatte sich also eigentlich mit dieser Benennung nur selbst auf die kleinen, tastenkundigen Finger geklopft. Wie dem sein mochte, Langer schob sich damals einen mächtigen Stein in das Brett, während die Schale Gisberts hoch in die Lüfte stieg.

Wir mußten dies Alles vorausschicken, geneigte Leserin, weil es zum Verständniß der nachstehenden Szene als unumgänglich nothwendig erscheint. Als Einleitung zu derselben diene nachstehender Bericht. Aphanasia mußte nach der Schreckensszene vor der Waldschenke nach dem Bette gebracht werden. Sie war jedoch bereits am nächsten Tage wieder auf den Füßen, gab sich auch sehr heiter und munter. Da wollte sich nichts von jener nachdenklichen

Stimmung zeigen, wie sie bei einer wirklich gefährlichen Nachbarschaft einer zärtlichen Neigung vorherzugehen pflegt. Jeremias erwies sich daher als ein schlechter Prosel. Die Landesfarben, mit welchen sich Gisbert schmückte, gefielen dem Fräulein noch weniger als früher. Es waren ja die Abzeichen desselben Volkes, dessen Janhagel, wie Aphanasia den gemeinen Mann benannte, sie in die Nähe einer Oertlichkeit geschleudert, wo man Artikel fabrizirte, welche in der weltberühmten Parfumeriehandlung Treu und Nuglisch auf keinen Absatz zu rechnen hätten. Was Wunder, daß die schmollende Dame, was den Plebs anbelangt, in gewisser Beziehung dem Beispiele der nordamerikanischen Knownothigs beipflichtete und den Pöbel nicht länger zur deutschen Nation gezählt wissen wollte. Es war eine thörichte Logik, zumal der Janhagel aller Länder so ziemlich auf gleicher Stufe der Unliebenswürdigkeit steht und doch in die statistischen Tabellen aufgenommen werden muß.

Aphanasia ärgerte sich zudem über Gisberts häufige Besuche.

Der Mensch hegt im Allgemeinen wenig Neigung für Leute, denen er für einen bedeutsamen Liebesdienst verpflichtet worden. Das Monopol der Dankbarkeit ist ferner im Reiche des weiblichen Herzens durchaus nicht beliebt. Das Fräulein lebte aber der Ansicht, der Freiherr gedenke dies Monopol mehr als billig zu seinen Gunsten zu benützen. Aphanasia irrte hier groß. Gisberts häufige Besuche wurden durch geheime Angst um das künftige Geschick der Geliebten bedingt. Er fürchtete und zwar nicht mit Unrecht, wie wir später sehen werden, daß der Feind sich im Stil-

len anschicke, die aufständischen Dörfler mit Feuer und Schwert zu züchtigen.

Aphanasia in ihrem blinden Glauben an volle Sicherheit suchte sich hingegen, bezüglich der fälschlichen Zudringlichkeit Gisberts zu rächen. Das Mittel war leicht gefunden. Die Nemesis nahm die Gestalt eines Flügels an, welchen sie bereits vor ein paar Sommer nach dem Gehöfte sendete, darin Pächter Wolfgang zwar unbeschränkt schaltete und waltete, das jedoch nicht aufhörte, Eigenthum ihres Vaters zu verbleiben. Erschien der Baron, so fand er das Fräulein gewiß am Klaviere. Auch pflegte das Dämchen dann sicher nie deutsche Musik zu treiben, nein, Aphanasia verrieth wie Petrus ihren musikalischen Messias Beethoven und trommelte lustig jenen wällischen Klingklang herunter, der sich den Namen Oper anmaßt und in diesem Dünkel bloß dem Waliser Shakesspeare gleicht, welcher Alexander den Großen in Wales geboren werden läßt, weil es in Macedonien einen Fluß gibt und in Monmouth gleichfalls und weil in beiden Gewässern auch Lachse schwimmen. Aphanasia konnte sehr boshaft sein.

Armer Gisbert!

Der Baron besaß jedoch zu viel Weltton, als daß er bei derlei Gelegenheiten seine Verstimmung zur Schau getragen hätte. Auch wußte er an manchem Abend denn doch irgend ein Thema anzuschlagen, dem das Fräulein allmälig Geschmack abgewann, ja abgewinnen mußte. Wir wissen ja, daß Aphanasia eigentlich zu den poetischen Gemüthern zu rechnen war, obgleich moderne Erziehung, gedemüthigte Eitelkeit und verletzte Persönlichkeit eine fast eisige Kruste

um ihr warmes Herz gebildet. Auch sollte der politische Indifferentismus, wie die Vorliebe für das Ausland, so gewaltig beide auch im Busen des Fräuleins spukten, in Kürze eine noch weit eindringlichere Beschämung erleiden. Große Ereignisse werfen zudem auch im Leben des einzelnen Menschenkindes einen riesigen Schatten voraus.

Ein derlei Vorabend war gekommen.

Aphanasia fühlte sich weicher als gewöhnlich gestimmt. Der Flügel blieb geschlossen, das Fräulein las das Feuilleton eines Zeitungsblattes, als der Baron in die Stube trat und der Geliebten freundlich guten Abend bot. Gisbert jauchzte im Stillen. Er hütete sich jedoch weislich, seiner Freude über die verstummten Tasten gerührte Worte zu leihen. Auch wäre ihm kaum viel Zeit hiezu verblieben, denn Aphanasia eröffnete das Gespräch mit einer hastigen Klage:

„Denken Sie," jammerte sie, „der alte Hofschauspieler B..., den wir noch vor ein paar Jahren bewunderten, ist in Noth und Elend verstorben, da das feindliche Heer das Land seines Herrn überschwemmte und in Folge der Invasion eine solche Ebbe in den Landeskassen eintrat, daß man den Bezug aller Pensionen einstellen mußte."

„Woher haben Sie diese Nachricht?"

„Ich las sie eben in diesem Zeitungsblatte, das mir ein Zufall in Gestalt eines Schmugglers aus dem Nachbarlande in die Hand spielte. Nunmehr mag ich vollends nichts mehr wissen von eurem leidigen Kriege."

„Sie haben Recht, der Krieg ist ein großes Uebel."

„Deshalb sollte man sein weich geben und nicht etwa wegen eines albernen Grenzstreites die höchsten Interessen der Menschheit auf das Spiel setzen. Der Krieg zwingt ja den Menschengeist in seinem wunderherrlichen Laufe inne zu halten. Ich möchte daher die schöne Rede des Prinzen „Moriz von Sachsen" von Prutz abändern und geradezu sagen, was Grenzzwistigkeiten, „Bildung sei mehr als ein Fetzen Land!"

„Einverstanden, nur trifft hier der Tadel den Angreifer."

„Ich hasse die Politik. Hätte Deutschland nachgegeben, so lebte mein lieber, alter Hofschauspieler noch und das Dasein ist doch Alles, wie schon Heinrich Kleist in seiner Schlacht bei Fehrbellin sich äußerte."

„Nur der Lebende hat Recht, meinte auch Schiller," versetzte Gisbert, der das Gespräch von dem Gebiete der Diplomatie ablenken wollte, „namentlich gilt dies von den Bewohnern der Koulissenwelt."

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze."

„Keine Regel ohne Ausnahme! Hier gibt es zudem sehr viele Ausnahmen."

„Bitte um die Beweise!"

„Feodor Wehl sagte einmal in seinen „Berliner Wespen" von dem so rasch verschollenen Clauren, der Mann sei in ein Loch der Weltgeschichte gerathen und herausgefallen und man habe schon viele solche traurige Beispiele auf Erden erlebt. Dies wird Künstlern, wie unser Verstorbener war, wohl niemals begegnen. Der Pfad, den sie wandeln, ist eine treffliche Straße, Garrik und Talma

haben sie beschritten und Bahn der wahren Kunst heißt sie in schlichten deutschen Worten.

„Nicht übel!"

„Die Sage von der Göttin Fama kennen Sie doch?"

„Keineswegs."

„Mit erhabenem Haupte an die Sterne reichend schreitet sie durch die Welt, greift zeitweise in die Tiefe und hebt ein Menschenkind zu sich empor. Mißfällt ihr der Glückliche so schleudert sie ihn wieder in den Abgrund, wie sie es vor einigen Jahren mit einem amerikanischen Blaustrumpf und seinem Romane: „Onkel Tom's Hütte" gehalten. An jenem heimgegangenen Hofschauspieler fand sie jedoch Behagen. Der stand fest auf den blauen Bergen, auf den sonnigen Höhen der Anerkennung."

„Doch jetzt?"

„Es gibt zwar viele Menschenkinder, welche in Schillers Wort schwörend behaupten, die Nachwelt flechte dem Mimen keine Kränze. Das dünkt mich wie gesagt groß geirrt. Ist es doch, abgesehen von der Erfindung des Theaterlexikons, notorisch, daß zum Beispiele die früher genannten beiden Mimen Garrik und Talma fortleben in der Achtung der Nachkommen, und eine Thatsache schlägt hundert Kritikaster todt. Auch kann man gar kein großer Schauspieler sein, wenn man nicht ein Stück Dichter in der Brust trägt; nur der Poet versteht den Poeten und für Dichter hat die Nachwelt Kränze in Hülle und Fülle. Freilich bleibt das Original ewig Original, aber die treue Kopie eines Bildes von Raphael besitzt immer hohen Kunstwerth. Muß man nicht auch ein trefflicher Maler sein, wenn diese gelin-

gen soll? Noch schwieriger ist es, Seelenzustände nachzumalen. Das Gefühl ist eine Farbe, die nicht jeder aufzutragen weiß. Die Leidenschaft gleicht einer Graviernadel, welche nicht jeder Mensch zu handhaben versteht. Die Begeisterung wird manchem Mimen zum Storchschnabel, welcher das Original verkleinert. Und heißt das nicht fortleben, wenn die Tradition die Spielweise eines großen Künstlers oder einer bedeutsamen Künstlerin fortpflanzt unter den Kunstjüngern, wenn man daher sagt: So hat Er oder Sie diese Rolle gespielt, und so muß sie also auch gegeben werden! Der Verstorbene war ein Poet, der den Poeten verstand; er traf seine Raphaels täuschend ähnlich, und so manche seiner Rollen wird man in den Koran der Schauspielkunst niederschreiben als Gebot und Gesetz."

„Glänzend durchgeführt! Das galt von Ihm. Sprechen Sie jetzt von Ihr."

„Von Ihr?" frug verwundert der Baron.

Blöder Gisbert! Der Aermste hegte keine Ahnung, daß er auf ein Terrain gelockt wurde, weit gefährlicher für ihn, als es ja das Gebiet der Politik und Diplomatie werden konnte, und das will viel besagen in einer sturmbewegten Zeit, wo tausende von Gewissen mit Falschheit wattirt werden und so manche Zunge schlechten Landstraßen während des Thauwetters im beginnenden Frühjahre gleicht, so daß man nur mit dem leichtesten Fuhrwerk der Welt mit dem Viergespann der politischen Lüge darüber hinwegzugleiten vermag Jenes Terrain heißt aber auch: verletzte weibliche Eitelkeit.

„Ich meine", fuhr Aphanasia lauernd fort, „Sie sollen nunmehr von einer bedeutenden Künstlerin erzählen, welcher die Nachwelt Kränze flechten dürfte. Kommen Sie mir aber bei Leibe nicht mit der unvergeßlichen Sophie Schröder. Sie gehört noch lebend der historischen Vergangenheit an. Ich will Beispiel aus der Neuzeit."

Gisbert versank in ein momentanes Schweigen.

„Auch in der Koulissenwelt," begann er, die gestellte Falle übersehend, „gibt es ein „Mädchen aus der Fremde". Man nennt es poetische Weise oder dichterische Inspiration. Leider kehrt dies gottvolle Gebilde nicht mit jedem jungen Jahre wieder; ach, es verrauscht oft ein Säkulum bis es wieder erscheint auf den weltbedeutenden Brettern. Im weiland römisch-deutschen Reiche wußte man sich schon lange nicht mehr, an die holde „Unbekannte" zu erinnern. Das Mädchen aus der Fremde war des eklen Treibens auf der deutschen Bühne überdrüssig geworden. Die hehre Schöne eilte nach dem Parnaß zurück und ihr Bruder, der Gott der Träume, versenkte das müde Kind in süßen Schlummer, und ließ alle seine lieblichen Gestalten aus dem Thor von Elfenbein schreiten nnd an dem Lager der Schläferin „still und deutungsvoll" vorüberziehen. Erst vor wenigen Jahren schlug die Stunde des Erwachens. „Das Mädchen aus der Fremde" erschien abermals in der Koulissenwelt Deutschlands, aber es war keine „Unbekannte" mehr, nein, sein Name flog von Mund zu Mund und lautete: Marie Seebach."

„Volksstimme, Gottesstimme!" flüsterte Aphanasia etwas höhnisch.

„Die deutsche Kommentarsucht blieb freilich nicht aus und die Doktrinaire der Kritik, die ihre „fromme Galle“ nicht länger mehr müßig ruhen ließ, fand gar Manches zu rügen, namentlich daß unsere Seebach auf keinem so riesigen Kothurne einherschreite, wie Frankreichs Rachel oder die Italienerin Ristori. Das mag allerdings wahr sein, aber Fräulein Marie gibt sich gottvoller als die Erstere, und pflegt auch die geniale Tochter Wälschlands an Innerlichkeit zu übertreffen. Ich möchte sie die Jenny Lind des Drama taufen. Man muß sie nehmen, wie sie ist. Hier gibt es nichts abzuwägen oder zu zerlegen, so wenig als man den Schiller einer Perle, den Sang der Nachtigal, den Duft einer Rose oder die Wehmuth eines Verses von Nikolaus Lenau kritisch zu vergliedern vermag. Eines steht jedoch fest: wie Ludwig Löwe der letzte poetische Mime Germaniens war, so ist die Seebach die letzte poetische Schauspielerin im deutschen Reiche. Bei ihr ist es nicht mehr Kunst, sondern meist Offenbarung, was da Sprache und Geberde bedingt.“

„Also durchwegs Licht und nirgends Schatten?“ stotterte die Tochter des Bürgermeisters.

„So ist es, wenn sie so bleibt, wie sie geworden. Ein Schritt weiter würde zu Manier, vielleicht zu noch Schlimmerem leiten. Man hat Alles erreicht, wenn man sich den Beinamen einer Incarnation von Goethe's Gretchen erwarb. Vielleicht sollte man richtiger das Wort „Verklärung“ gebrauchen. Und wie sie zu schluchzen versteht! Der selige Baron de la Motte-Fouqué schrieb einmal ein wundervolles Märlein, „Undine“ geheißen. Der fantastische E. T. A.

Hoffmann benützte es später als Libretto zu einer Oper, deren Partitur leider bei dem großen Theaterbrande in Berlin für immer verloren ging. In diesem Märlein weint die obengenannte Tochter der Wellen ihren ungetreuen Ritter zu Tode. Ich weiß nicht zu entscheiden, ob der selige Baron bei jener Schöpfung in die Zukunft geblickt und Marie Seebach erschaut, oder ob letztere an irgend einem Flußgestade verstohlen einer solchen Szene beigewohnt und sich ihre nassen Perlen angeeignet habe; die deutsche Kritik, namentlich aber die geistesdünnen jungen Lessings einer gewissen Klique mögen dies Märlein beherzigen, auf daß sie sich nicht selbst über kurz oder lang zu Tode weinen über ihre Versündigung an der Poesie der Darstellung, die sich Marie Seebach nennt."

„Wie nachdrücklich Sie dies Seebach betonen."

„Und warum nicht? Zwei Sylben weißt dieser Name Sie bezeichnen einzeln ein größeres kleineres und Gewässer, im Ganzen jedoch: die kastalische Quelle."

Eine kurze Pause folgte.

„Ja, ja," sprach aufspringend Aphanasia, „die Seebach ist allerdings eine große Schauspielerin, aber ich halte es trotz dem Veto meines Oheims mit einer ausgezeichneten Sängerin. Die wahre Jenni Lind ist mir lieber als ihre Stellvertreterin in der Tragödie. Musik bleibt denn doch die eigentliche Wunderblume des Parnaß."

Damit eilte sie an den Flügel.

Gisbert erwachte wie aus einem langen Traume. Er gewahrte erst jetzt den Verstoß, den er sich auf dem Gebiete der Galanterie und Zärtlichkeit zu Schulden kommen ließ.

Aphanasia hatte jene unselige Antikritik des Redakteurs Lobesam nicht vergessen, er aber gerieth blindlings auf das verbotene Gebiet, und mitgefangen, mitgehangen hieß nun die Losung. Es war zu spät zur Rückkehr. Auch trommelte das Fräulein bereits wüthig ihre ewigen italienischen Rouladen, gleichsam als eben so viele Stoßgebete gegen die Anfechtungen deutscher Gesinnung, auf dem Klaviere herunter. Gisbert gab sich verloren. Sukkurs war jedoch in der Nähe. Die Muse hatte ihn in eine Falle gelockt, zum Glück erschien Bellona, um seinen Rückzug zu decken. In der nächsten halben Viertelstunde trat nämlich der Korporal vom Tage mit der Meldung in das Gemach, ein verläßlicher Kundschafter habe den Rapport erstattet, daß eine namhafte feindliche Kolonne, die Reichsstadt verlassend, zur Bestrafung der Emeute in den benachbarten Dörfern aufgebrochen sei. Aphanasia verblaßte bis in die Lippen. Der Baron suchte sie vergebens zu beschwichtigen. Es fehlte ihm jedoch an der nöthigen Zeit zu diesem Dienste des Trostes, da ihn die Pflicht nach einem weit ernstern Schauplatz beorderte, da man ferner das Fräulein, wie die Mägde und Kinder des Pächters noch in der Nacht nach einer höher gelegenen Sennerhütte schaffte.

Der verhängnißvolle Morgen graute.

Aphanasia, welche die Nacht schlaflos durchwachte, lugte ängstlich durch das Fenster am Giebeldache der Berghütte. In der Ferne grollte Kleingewehrfeuer. Es verstummte zwar gegen die siebente Morgenstunde, doch wollte Pächter Wolfgang, der sich auf die Lauer gelegt, um den Gang des Gefechtes zu beobachten, noch immer nicht heimkehren

ein Zeichen, daß die Gefahr noch lange nicht vorüber gerauscht. Gisbert blickte zudem sichtlich verlegen, als ihn Wolfgang bei'm Scheiden frug, ob sich der Kampf nicht etwa nach der Bergscheide ziehen könne. Mehrere Schützen riethen ferner dem Letztern ganz offenherzig, er solle auch seine Sennerhütte verbarrikadiren, und zwar für den Fall, daß Verrath den Feind durch die benachbarte Bergschlucht führen sollte. Dies war denn auch geschehen. Trotz des schirmenden Gebälkes blickte das Fräulein jedoch immer ängstlicher, da ihr eine geheime Ahnung in die Ohren raunte, sie stehe an dem wichtigsten Wendepunkte ihres Geschickes im Leben. Die kurze Waffenruhe war auch von keiner Dauer. Neue Schüsse wiederhallten im Gebirge. Man schlug sich also noch immer, vermuthlich um jene armen Dorfbewohner zu decken, welche der Zorn des Feindes am meisten bedrohte. Was sie auch die paar Marodeurs augenblicklich todtschlageu mußten? Eine Tracht Schläge, meinte Aphanasia, hätte dieselben Dienste geleistet. Auch sei es Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses gebären müsse.

Sie hatte jedoch nicht Muße, derlei finstern Gedanken länger nachzuhängen, denn wenige Augenblicke später kam der Knabe herbeigelaufen, der sie neulich als Wegweiser durch die Wälder geleitet. Der Kleine winkte schon von Weitem ängstlich mit seiner Mütze. Noch zaghafter klangen seine spätern Worte. Es stehe schlimm, sehr schlimm, meinte er, auch lasse Vater Wolfgang sagen, alt wie jung möge sich hinter die Barrikaden flüchten, und die Sennerhütte um keinen Preis verlassen, Es war auch Gefahr im Verzug

Die Freischärler hatten dem Feinde den Weg durch eine weiter unten liegende Thalschlucht abgeschnitten, und hofften so das Streifkorps zur Waffenstreckung zu zwingen, denn Niemand wußte, daß es in Herr von Langer einen Wegweiser besitze, der um den obern Engpaß wisse Letzterer Landesverräther war noch obendrein vom Herzen froh, daß der Rückzug längst der Bergscheide angetreten werden mußte, da es ihm, wie uns bereits bekannt, denn doch nicht angenehm gewesen wäre, falls Aphanasia zur Augenzeugin eines blutigen Gemetzels geworden.

Hier irrte Langer.

Das Geschick oder besser gesagt die Vorsehung wollte, daß sie ihren Verlobten ohne Larve, kurz in seiner nackten geistigen Häßlichkeit erblicken sollte. Bald gewahrte man von der Sennerhütte aus Bayonnette blitzen. Dann nahte ein langer Zug bleicher Menschen, welche der Feind aus dem aufrührerischem Nachbardorfe mit sich fortgetrieben. Hunderte von unschuldigen Opfern für ein paar blutige Marodeurs! Sei Gott ihr Schirmgeleite! Also dachte Aphanasia bei dem kläglichen Anblicke. Ihr Mitleid ward jedoch zum Entsetzen, als sie an der Spitze der feindlichen Vorhut, hart an der Seite des fremden Obersten ihren künftigen Freier, Herrn von Langer erschaute, und in ihrem Verstecke noch obendrein die bittern und garstigen Worte vernahm, die zwischen dem heimischen Wegweiser und dem feindlichen Befehlshaber gewechselt wurden.

Beide standen dicht vor der Sennerhütte.

„Der Tag ist hin," sprach der Oberst, „das läßt sich nicht mehr läugnen! Sie haben uns in eine garstige Klemme

gebracht, Herr von Langer, obgleich Sie hier im Gebirge zu Hause zu sein scheinen."

„Nicht meine Schuld! Was mußten die Soldaten auch die kostbare Zeit mit Plündern und Sengen vergeuden!"

„Wie steht es mit dem Bauernvolke?"

„Dort naht das eckige Gesinde, zerrauften Haares, werthlose Hadern am Gebeinel, nicht einen Heller werth die ganze Schar!"

„Man kann nicht dürftiger zum Grabe wanken."

Während dieses Zwiegespräches wurden Landleute beiderlei Geschlechtes über die Bergscheide gedrängt.

„Erbarmen, Schonung, Gnade!"

Also hallte es von den Lippen der Dörfler.

„Leider haben hier die Kriegsartikel zu entscheiden," versetzte der Oberst, „ich darf euch nicht begnadigen, arme Leute."

„Meuchelmörder verdienen keine Gnade," hohnlachte Langer.

„Und diesen Menschen konnte ich lieben!"

Aphanasia's Blut gerann zu Eis, als sie diese Worte in der Sennerhütte leise vor sich hin flüsterte. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen. Auch zersprang gleichzeitig jene eisige Kruste, welche schlechte Erziehung, gedemüthigte Eitelkeit und verletzte Persönlichkeit um ihr warmes Herz gehäuft. Sie war nahe daran, aus ihrem Verstecke zu stürzen und den feindlichen Befehlshaber auf Knieen um Schonung für ihre unglücklichen Landsleute anzuflehen. Klein-Gewehrfeuer, das immer heftiger wurde, veranlaßte jedoch

das furchtsame Kind, sich einstweilen noch ruhig zu verhalten.

„Verdammte Bursche, diese deutschen Schützen," murmelte der Oberst.

Ein Soldat kam athemlos herbei.

„Der Feind dringt vor," rief er, „wir können uns nicht länger halten."

Ein Offizier folgte als zweiter Hiobsbote.

„Zu Hilfe, Oberst," keuchte er, „Der Führer der Freischärler kämpft wie ein Rasender. Die Unsern weichen überall."

„Vorwärts die Herren Offiziere!" befahl der Oberst, den Degen schwingend.

Die Mehrzahl eilte in den Kampf, nur ein paar Soldaten blieben als Eskorte der Gefangenen zurück.

„Ihr treibt das Bauernpack zur Stadt," sprach Langer, „ich eile Euch den nächsten Weg zu weisen. Ein Narr, der länger Stand zu halten denkt!"

Damit eilte er an der Sennenhütte vorüber.

„Gleich feig, als schlecht!" dachte Aphanasia.

Sie hatte Recht. Langer hätte sich wohl nicht herbeigelassen, den Wegweiser des Streifkorps abzugeben, falls er bewaffneten Widerstand für denkbar gehalten haben würde. So aber gerieth er gegen sein Vermuthen in die Schußweite der Freischärler und dankte daher Gott, als ihm der Oberst den Rücken gewendet. Seine paar Soldaten schickten sich an, den eben erhaltenen Befehl in Vollzug zu setzen; die gefangenen Dörfler zeigten sich aber nicht sehr geneigt, so

wenigen Gegnern gegenüber, die Rolle einer geduldigen Herde Lämmer fortzuspielen.

„Rasch fort, ihr Schufte!“ rief ein der Landessprache kundiger Soldat.

„Selbst ein Schuft,“ donnerte ein Dörfler, indem er seinen Peiniger zu Boden schlug, „mein letzter Tropfen Blut dem Vaterlande! Nieder mit den fremden Söldnern! Hoch Baron Gisbert!“

Die Bauern folgten seinem Beispiele, trieben die Soldaten in die Flucht, lasen die weggeworfenen Waffen auf und sputeten sich, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Die zurückbleibenden Weiber und Kinder bildeten einen Halbkreis und beobachteten den Verlauf des Gefechtes. Auch Aphanasia verließ die Sennerhütte.

„Herr bleib bei uns,“ betete sie, „denn es will Abend werden! Kniet nieder Kinder! Gott ist eine feste Burg.“

Man gehorchte und die frommen Klänge der schlichten Weise:

„Gott der Stärke, Ueberwinder,
Mit verweintem Angesicht
Rufen Deine bleichen Kinder:
Herr der Welt, verlaß uns nicht!“

vermengten sich mit dem Rollen der Musketenschüsse und dem Pfeifen des Kartätschenhagels aus einer Bergkanone. Endlich gelang es Gisbert diese Kanone zu nehmen und nun war von feindlicher Seite an keinen Wiederstand mehr zu denken. Fliehende Soldaten bedeckten die Bergscheide, endlich stürmte auch der tapfere feindliche Oberst, kreide-

weiß vor Zorn und Aerger an dem Chor der Betenden vorüber.

„Gott ist mit uns," jubelte Aphanasia, „die Feinde fliehen!"

„Steht Memmen," schalt der Oberst, „steht der Ehre unserer Fahnen willen! Umsonst! Sie wollen mich nicht hören. Viel hundert Bärte und kein einziger Mann! Das ist ein Hasenjagen und keine Schlacht. Hier hilft kein weiterer Kampf. Mit schwerem Herzen muß ich rufen: „Es rette sich, wer kann!"

Der tapfere Degen verschwand in der Schlucht.

Bald darauf erschienen die Befreier, Gisberts Waffenrock schien in flüssigen Scharlach gehüllt. Sein Säbel träufte von Blut. Man sah auf den ersten Blick, er sei auch an diesem heißen Tage wie immer der Bravste der Braven gewesen.

Sein Name flog von Mund zu Mund.

„Genug des Mordens," sprach er, „laßt die bösen Räuber fliehen! Wir haben sie so warm empfangen, daß sie uns schwerlich der gefährlichen Ehre eines zweiten Gastbesuches würdigen werden!"

„Sie sind doch nicht verwundet, Baron?" frug Aphanasia mit fast zärtlicher Stimme.

„Gott war sichtbar mit uns," entgegnete Gisbert freudig, „er hat auch Sie theueres Fräulein in seine heilige Obhut genommen. Wie mochten Sie sich auch aus der Sennerhütte wagen? Ewiger grundgütiger Himmel, was habe ich Angst gelitten, als sich der Kampf nach dieser Gegend wandte!"

„Sie sind ein herrliches Menschenkind!“

Also bebte es unwillkürlich von Aphanasias Munde. Gedachte sie doch ihres gestrigen unschönen Benehmens. Schamröthe trat auf ihre Wangen. Auch der Baron gerieth in süße Verwirrung und trat daher rasch zu seinen Schützen.

„Stellt Wachen aus,“ befahl er, „ich glaube zwar, wie gesagt, keineswegs, daß der fremde Söldner Lust zu einem zweiten Gastbesuche verspüren dürfte, aber besser ist besser und Vorsicht thut Noth, dem Feinde gegenüber. Stellt Wachen aus! Die Uebrigen mögen einstweilen der Ruhe pflegen.“

Die Schützen entfernten sich.

„Wie sollen wir Ihnen danken, Herr Baron!“ rief der Ortsälteste des geplünderten Dorfes.

„Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan,“ versetzte Gisbert.

Weiber und Kinder umringten den Retter in der Noth.

„Sie bleiben doch unser Schirm, unser Wohlthäter!“

Also tönte es aus so mancher Kehle.

„Es bedarf noch eines andern Schrittes,“ meinte Aphanasia, „um den schönen, letzten Titel zu verdienen.“

„Gut gemahnt,“ sprach der Baron, indem er seine Börse ausleerte, „noch rauchen die Trümmer Eurer Hütten! Sorgt für Euern häuslichen Herd! Wer mehr bedarf der melde sich morgen bei mir.“

„Ich will Euch gleichfalls nach Kräften bedenken!“ rief das Fräulein.

„Dank, tausend Dank!“

Damit entfernten sich die Dörfler.

„Es ist was schönes um die Liebe eines Volkes,“ flüsterte der Freiherr.

Wohl hast Du Recht, wackerer Gisbert, es ist was schönes um die Liebe einer Nation, aber um so häßlicher sieht ihr Antipode aus, die Unzufriedenheit von Millionen! Im Judenthume gibt es eine hochpoetische Sage von dem Dales, was zu deutsch so viel wie Armuth bedeutet. Grenzenlos ist das Elend in der Hütte, in welcher dies hohläugige Gespenst einspricht. Nach althebräischer Sitte darf man dem fremden Gast nicht gewaltsam die Thür weisen, droht er auch seinen freundlichen Gastgeber zum Bettler zu zehren. Man verlegt sich auf friedlichen Ausgleich. Der Dales fordert ein neues Gewand, dann wolle er scheiden, nur müsse es wie angegossen am Leibe sitzen. Man bringt dies Gewand nach wenigen Tagen herbei, mittlerweile aber ist „die Armuth“ in der Hütte noch größer geworden und das Kleidungsstück vermag den Dales nicht mehr zu bedecken, so genau man auch früher das Maß genommen. Die Gastfreundschaft verschlingt allmälig die gesammte Habe. Ein neuer Ahasver wandert am Bettelstab durch alle Lande.

Der Dales haust auch in der Weltgeschichte.

Dort nennt man ihn: Unzufriedenheit der Völker.

Die Weltgeschichte gleicht der persischen Glücksgöttin, die wir ein paar Seiten früher als Fama bezeichneten. Auch sie ist nach der morgenländischen Mythe ein riesiges Götterweib, das mit Siebenmeilenschritten, stolz emporgeworfenen Hauptes durch die Welt zieht, zeitweise zur Erde

langt und einen Sterblichen langsam bis in die Nähe ihres Auges hinaufhebt. Gefällt er ihr, so setzt sie ihn sorgsam auf der Menschheit Höhen nieder; findet er keine Gnade vor ihrem Angesichte, so läßt sie ihn, achtlos um sein Zerschellen, in den Abgrund der Vergessenheit zurücksinken. Man hat daher nicht immer Ursache, sich dieser Auszeichnung zu freuen; es ist beinahe besser der Weltgeschichte aus dem Wege zu treten und abzuwarten, bis es ihr behagt, einen andern Stäubling aufzulesen. Feine Diplomaten halten sich dann hart an der Linie, in welcher das Sonntagskind senkrecht emporstieg und begnügen sich mit der bescheidenen, aber weniger gefährlichen Rolle seines Schattens, der immer größer wird, je gewaltiger der Glückspilz in die Höhe schießt. Stürzt er zuletzt in das alte Nichts zurück, dann, ja dann ist man ein temporärer Schatten ohne Peter Schlemihl, ein Schatten auf halbem Sold, ein Schatten außerhalb Dienst.

So lautet die historische Schattenlehre.

Und wie tauft man jene klugen, dienstwilligen bescheidenen Leute?

Diese Schattenspieler heißen: Falsche Rathgeber der Großen auf Erden.

Siebentes Kapitel.

Sturmhut und phrygische Mütze.

Wir waren nie ein Freund der Kritik.

Es überkam uns im Gegentheile immer eine gelinde Verzweiflung, wenn wir vernahmen, Gott Momus habe

einen strengen Mann begnadigt, und Dank der Ueberschattung des Geistes der Verneinung, sei aus dem Haupte dieses Kritikers zwar nicht die Göttin der Weisheit, aber eine handfeste, gewappnete, mit einer Stahlfeder bewehrte Jungfrau entsprungen, die also furchtbar wüthete, daß „sechzehn Fähnlein poetisch Volk“ schwer verwundet darniederlagen und geraume Zeit — die Tinte hüten mußten. Uns beschlich zwar dabei nicht der mindeste Zweifel, daß es eine sehr schöne salbungsreiche Rede gewesen sein möge, mittelst welcher jene Dichterlinge zu Boden gedonnert wurden; wir erinnerten uns jedoch an Börne's alberne Versündigung an Immermann's wundersamen „Trauerspiel in Tirol“, von dem jener „gepriesene Ludwig“ in seinen freisinnigen, aber widrig spießbürgerlichen Denkungsart auch nicht eine Sterbenssylbe verstand; wir haben ferner nicht vergessen, wie selbst Schiller in gänzlichem Verkennen volksthümlicher Dichtung an Bürgers Muse zu einem andern Don Quixote von sehr trauriger Gestalt geworden.

Und die Schiller nnd Börne kommen nicht häufig zur Welt.

Es sind meist weit schwächere Leute, welche nach ihren kritischen Waffen langen. Man weiß aber, wie es dem Patroklus erging, als ihn das Gelüste befiel die Rüstung des Achilles zu tragen. Gilt aber der Kampf keinem Vollblutgötterkinde, sondern skandirendem Menschenkehricht, wozu denn der gewaltige Anlauf und wozu denn das bewildernde Geraffel der Sichelwagen der Kritik?! Derlei Gewürme zertritt der eherne Fußtritt der Zeit von selbst. Eine wahrhaft poetische Rose, ein wirklich blumiges Ge-

dicht wiegt dagegen bei allen möglichen Mängeln zehntausend Scheffel kritischer Weisheit und Galle auf; beide gelten einzeln mehr als alles, was ein Menschenkind bei langem Leben an kritischen Birkenruthen und Dornen zum Geißeln und Krönen echter Poeten aufzulesen vermag.

Noch weniger behagt uns die Kritik im wirklichen Leben.

Man kann sich ja doch eher in ein Gedicht, als in eine fremde Seele hineindenken. Ach, wie sich da die Hebammen der Zukunft, die Psychologen mit ihrem kritischen Horoskop so häufig zu täuschen pflegen, wie sie dann verwundert die Augen aufreißen und zur Beschönigung ihrer falschen Prophezeihung von einer fausse couche fabeln, wenn die unsichtbare Wöchnerin, die fremde Seele mit einem ganz andern Geisteskindlein beschenkt wird, als es die getäuschten Sterndeuter weissagten! Es gibt ferner noch einen weitern Grund der Abneigung, weßhalb es uns so schwer fällt, die Seelenzustände des Fräuleins Aphanasia nach dem Treffen in den Bergen kritisch zu zergliedern.

Man führte ja ein Seitenstück zu „Kabale und Liebe" auf.

Die Kabale wurde hier durch den frivolen Geist vertreten, der in dem Pensionate umging, in welchem Aphanasia erzogen wurde. Die Rolle der Liebe aber gab die plötzlich erwachte deutsche Gesinnung des Fräuleins.

„Kabale und Liebe!"

Der Dichter dieses Bühnenstückes war unseres Geistes erste Liebe, aber bei allem Respekt vor dem Schwan von Weimar bleibt dies Trauerspiel demungeachtet eine spieß-

bürgerliche Sünde, die man eben nur einem so großen Poeten verzeihen kann. Die ganze verzwirnte Geschichte ist matt wie die Limonade, die Herrn Ferdinand nicht munden will und wäre nicht die verbuhlte und doch hochherzige Lady zu bewundern, traun man fühlte sich versucht, diese Tragödie für eine geistreiche Dramatisirung eines trübseligen Romanes von Lafontaine zu halten. Genug hierüber! Wir ersehen ja mit Schrecken, daß auch wir „von dem Dämon der Verneinung besessen" den Teufel auszutreiben wähnten, während das Besprengen mit erlösendem Weihwasser bei uns selbst angewendet werden sollte. Wo wahres Talent auftritt, ist und bleibt Kritik nichts weiter als ein übelduftiges Handwerk. Man gleicht da einem Reisenden, der „in Salmiak" macht. Dies gilt auch bei ausübenden Künstlern von verdientem Range. Thespisleuten gegenüber, die zur Mittelmäßigkeit zählen, oder wohl gar unter dem Niveau derselben stehen, ja, da kann man freilich nie genug geschriebenes persisches Insektenpulver verstreuen!"

Arme Aphanasia!

Wackerer Gisbert!

Lorbern für den Letztern, persisches Insektenpulver für das Fräulein!

Wir glauben nicht sehr an die Aufrichtigkeit reuiger Magdalenen, besonders wenn das Magdalenenthum so plötzlich wie ein Pilz über die Nacht aufschießt. Wir denken da mitunter an alte Betschwestern, welche mit dem lieben Herrgott zu kokettiren beginnen, weil der Teufel und die Sünde nichts mehr von ihnen wissen wollen. Auch haben wir bereits einmal erwähnt, daß der weibliche Patriotismus

meist nichts weiter als ein Modeschmuck sturmbewegter Tage sei.

„Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!"

Das gibt freilich ein hübsches dreifarbiges Band als Busenschleife oder Halskrause! Bei Aphanasia ging die Metamorphose noch weiter. Der Patriotismus zeigte sich nicht bloß als Uebersetzung des Tugendstoffes auf das Gehirn, nein, auch auf die Tracht. Sie sah übrigens wunderschön aus als Amazone im waidmännischen Kostüme. Namentlich saß ihr der Sturmhut der Bergschützen allerliebst zu dem holden Lockenköpfchen. Auch machte sie Dank eines mehrstündigen Unterrichtes des entzückten Barons die Handgriffe mit dem leichten, zierlichen Stutzen mit einer Fertigkeit, welche gedienten Soldaten helle Thränen der Bewunderung aus den Augen gelockt haben dürfte. Uns aber täuschte sie nicht. Wir glauben nichts weiter, als daß es in ihrem Herzen eben Mode geworden, die Weise von Lützows wilder verwegener Jagd zu schlagen.

Schein und Sein ist zweierlei.

In der Bewegungszeit gab es nach dem ehemaligen konstitutionellen Blatte für Böhmen eine Agramerin Namens Karoline, die in ein Jägerbataillon trat, und von der zwei Waglingsthaten historisch verhärtet stehen. Einmal schlich sich der „Jäger Karl", wie die kühne Kroatin sowohl im Dienste, als auch im gesellschaftlichen Leben genannt wurde, mit einem Pechkranz neben der am diesseitigen Neudorfer Brückenkopfe stehenden Schildwache vorbei, um auf der Mitte

der Brücke angelangt, dieselbe in Brand zu stecken, worauf das gänzliche Abbrennen mit Erfolg vorgenommen werden konnte. Später, nach ihrem Avancement zum Oberjäger, blieb die Tochter der südslavischen Race bei dem Sturme auf einen Maierhofe ermüdet einige tausend Schritte zurück und sah plötzlich drei feindliche schwere Reiter mit verhängten Zügeln heranjagen. Die ermattete Amazone vertraute auch dies Mal ihrer oft erprobten Geistesgegenwart. Die glänzenden Federn auf dem Sturmhute flatterten wild in der Luft, das scharfe Haubajonnet schimmerte im Sonnenschein, die doppelläufige Büchse donnerte zwei Mal ein Todesurtheil, und so kam es, daß zwei Reiter todt aus dem Sattel stürzten, während der dritte bei dem Herrannahen einiger Kameraden der unerschrockenen Kriegerin, sein Pferd herumwarf und hastig von dannen sprengte.

Das war Sein!

In dem „Soldatenbüchlein" von Zedlitz wird einer italienischen Fürstin gedacht, die sich gleichfalls als Amazone in waidmännisches Kostüm hüllte, und mit dem Sturmhut in den Locken einer modernen Zwillingsschwester der Griechin Penthesilea oder der Böhmin Wlasta glich, nur daß sie halb in Ohnmacht sank und mit ihrer männlichen Eskorte eilig das Weite suchte, als die Büchsen der Tiroler krachten, und jeder Schuß ins Rothe, in ein verblutendes Menschenherz schmetterte, und zwar als Kunde, der Geist von Anno Neun sei seinem Grabe erstanden. Die wällische Durchlaucht schien keine Freundin von einem solchen Ostertage zu sein.

Das war Schein!

Wir überlassen es unsern Lesern, Fräulein Aphanasia in den italienischen Fürstenstand zu erheben oder ihr einen kroatischen Taufschein auszustellen. Was Gisbert anbelangt, der hätte freilich ohne Zögern das Letztere gethan, der war ja dreimal überglücklich, erstlich als Patriot, dann als Liebhaber, endlich als Dichter. Aphanasia zeigte sich nämlich, was den Poeten betraf, hocherbaut über ein Zeitgedicht, das er kürzlich zu Papier gebracht. Die Anregung hiezu gab das kürzlich auftauchende Gerücht, mehrere wackere Dichter hätten in stiller Nacht an dem Standbild Schillers die Neubegründung des deutschen Tugendbundes beschlossen, auch sei bereits der bezügliche Aufruf an alle kriegerisch gesinnten Kameraden in Apollo ergangen. Gisberts Gedicht lautete daher:

Am Standbilde Schiller's.

Der größte Feldherr Deiner Zeit
Bist, Schiller, Du gewesen;
Gern wird durch alle Ewigkeit
Man Deine Schlachten — lesen.

Das Lager war Dein kühner Geist,
Gedanken seine Truppen,
Verwegen, wie der Adler kreist
Um des Parnaßes Kuppen.

Aus Deinem Kiele floß im Nu
Kohorte um Kohorte,
In gold'ne Panzer hülltest Du
Dein Fußvolk: große Worte.

Mit flücht'ger'm Roß versah noch nie
Ein König seine Streiter,
Trug doch der Prachthengst Phantasie
Prinz Friedrich's wilde Reiter.

Begeisterung, fast wetterschwül,
War Deine alte Garde,
Der Generalstab das Gefühl
Und Liebe die Kokarde.

Drum unaufhaltsam allerwärts
Ging's in die Feindesscharen,
Bis daß wir Deutsche, Herz für Herz,
Von Dir erobert waren.

Zwar ist Dein Feldzug lang vorbei,
Doch denkend Deiner Thaten
Ruft Deutschland nochmals zum Turnei
Viel hundert Ablegaten —

Wie's Brauch an einem Sarkophag,
Gethürmt zur Leichenfeier
Des Mannes, dem die Welt erlag
Durch Klinge oder Leier.

Drum brechen vor aus jedem Land
Vom heil'gen Geist die Ritter,
Vom Ister wie vom Moldaustrand —
Nun Lanzen geht in Splitter!

Und weil in flinker Reiterschlacht
Ich nie mich feig ließ spotten,
So kamen jüngst in stiller Nacht
Zu mir des Friedlands Rotten.

Kroaten mehr gefürchtet schier
Als wailand selbst des Huß Volk,
Von Pappenheim der Küraſſier,
Der blinde Schreck — ins — Fußvolk — —

Der Holki, der Gottseibeiuns
Für alle Landbewohner,
Das Bild halsbrecherischen Thuns,
Die Buttler'schen Dragoner — —

Lombard'sche schwere Reiterei,
Die ernsten Tiefenbacher,
Gediente Leute, nur dabei
Gevatter Handschuhmacher — —

Scharfschützen vom Tyrolerland,
Des Terzky Isegrimme — —
Kurz was geschart vor Pilsen stand,
Das rief mit lauter Stimme:

„Rasch in den Sattel, feurig Blut,
Und sprenge wie bewildert
Zum Grabe, d'rin der Sänger ruht,
Der uns so schön geschildert!" —

Waldsteinisch Volk, ich danke schön,
Bin gern Dein treuer Knappe;
Streich aus und brause wie der Föhn,
Mein wackrer Tintenrappe!

Recht so mein schwarzer Satanas,
Hast noch gesunde Knochen,
Ward über Dich auch, wie ich las,
Viel Schmähendes gesprochen.

Ja spute Dich als sei Dein Huf
Verschwistert mit Gedanken —
Schon zeigt sich Weimar — Hörnerruf
Wir halten an den Schranken —

Neugier'ger Herold frag nicht lang
Um Stammbaum, Wappenränder;
Die Stechbahn auf zum Waffengang! — —
Mich senden die Friedländer!

Gisbert las dem Fräulein dies Gedicht eben zum dritten Male vor, ja es wäre vielleicht zu einer vierten Reprise gekommen, aber da schritt die alte Theerjacke Paul mit einem so trübseligen Gesichte an dem verliebten Paare vorüber, daß die Freude plötzlich aus dem Herzen des Vorlesers wie der Zuhörerin wich, und Poet wie Fräulein von den träumerischen Gefilden des Parnaßes in die rauhe Wirklichkeit zurückkehrten. Der Matrose war ja in der vergangenen Nacht im Pächterhause angelangt und hatte Aphanasia die traurige Kunde von der Verhaftung ihres Oheims, des biederben Jeremias Lobesam überbracht. Es sollte noch schlimmer kommen. Lief doch der uns bereits bekannte Knabe und Wegweiser abermals in wilder Hast herbei, und wieder schwang er so bedenklich die Mütze daß man mit Gewißheit auf eine sehr düster klingende Nachricht gefaßt sein durfte.

So war s auch in der That der Fall.

„Vater Wolfgang," rief nämlich der Kleine, „ist eben sehr betrübt aus der Stadt zurückgekehrt."

„Vater Wolfgang?" frug Aphanasia erstaunt.

„Ja, ich hatte ihn auf Kundschaft ausgesendet," erklärte Gisbert, „Da Paul dem Feinde zu verdächtig sein dürfte."

„Und was sprach er?“

„Väterchen sah sehr düster und flüsterte mit dem Graubart Paul; darauf griff er hastig nach seinem Gewehre und eilte wie gestern nach den obern Bergen.“

„Seltsam,“ meinte der Baron, „rufe mir doch Paul herbei!“

Der Knabe gehorchte.

„O Zeit des Jammers!“ seufzte das Fräulein.

Paul ließ nicht lange auf sich warten.

„Habe drüben Rapport abzustatten“ sprach er, „handelt sich um die vermaledeiten Piraten unten in unsrer lieben, alten Reichsstadt, liegt in ihrer Natur, Böses auszubrüten.“

„Sprich alter Knasterbart!“

„Wie steht es um meinen Oheim?“

„Schlimm genug! Habe manchem Verhör am Bord beigewohnt. Kann mir denken, wie es unten zugegangen sein muß, zumal wenn Haß und Bosheit berufen ward, die Kriegsartikel auszulegen.“

„Erkläre Dich deutlicher!“ bat Aphanasia.

„Habe die Notion, Herr Jeremias hätte Seemann werden sollen. Tapferer Mann das. Sein Tintenfaß mahnt an eine tüchtige Breitseite und sein Mundwerk ist schärfe und geschäftiger bei der Arbeit als ein Bowiemesser nach dem Entern.“

„Er wird sich doch nicht um den Hals gesprochen haben.“

„Es wäre entsetzlich!“

„Ja, dies Bowiemesser soll den Kriegsrath getroffen haben, daß es allüberall tüchtig fleischte! Wie Wolfgang

erzählte, sah er auf einem Dampfer auf dem Flusse die schwarze Flagge aufziehen. Es heißt, daß die Exekution schon morgen stattfinden soll."

„Allmächtiger Gott!"

„Jetzt ist nicht Zeit zu klagen," rief Gisbert, „es heißt handeln und das rasch!"

„Auch meine Notion! Der alte Wolfgang ist auch bereits aufgebrochen, um in den obern Bergen klar trommeln zu lassen. Wir wollen den Söldnern Blut abzapfen, Herr Baron!"

„Will sich das Gebirgsvolk mit hängen lassen? Unten in der Stadt stehen zwölf Bataillons gedrillter Truppen. Euer Blut hätte die Ehre, zuerst an die Reihe zu kommen."

„S'ist zum Glück kein Midshipman unter uns. Tolle Burschе das! Pflegen mit dem Kopfe gegen die Kanonenmündung zu rennen. Jugend hat nicht Tugend. Alte Leute sind klüger. Mit Gewalt vermögen wir freilich nicht zu entern, deshalb wollen wir es auch mit falschen Signalen versuchen."

„Falsche Signale, sagst Du?"

„Ich ahne, was Ihr vorhabt."

„Wolfgang gedenkt ein halbes Hundert entschlossener Wildschützen oder Freischärler zu gewinnen. Ich will sie verkleidet nach der Stadt führen. Feindliche Uniformen liegen seit gestern in Menge umher. Habe zudem als alte Theerjacke unter den Schifferleuten einige handfeste Burschen zu Freunden. Braucht keiner zwei Mal auf einen Fleck zu schlagen. Endlich bin ich Dank meiner Seefahrten der fremden Sprache vollkommen mächtig."

„Und weiter?“ frug der Baron.

„Das Weitere weiß vorderhand nur unser lieber Herrgott. Sein Logbuch für morgen ist noch nicht verlesen worden, denke aber, kommt Zeit, kommt Rath.“

„Ach, wenn die Zeit nur nicht so stürmisch drängte,“ stammelte Aphanasia.

„Drum heißt es eilig losschlagen!“ entgegnete Gisbert.

„In einer Stunde wird zum Aufbruch getrommelt. Der Weg ist nicht übermäßig weit und ehe es dämmert, können wir leichtlich an das verdammte Piratenschiff herankommen.“

„Ich hoffe nicht der Letzte zu sein,“ meinte der Baron.

„Ein gutes Wort! Herr Lieutenant verstehen das Zeug, haben die Kerle, wie man mir sagte, tüchtig durchgeledert, waren überall voran! Nun der alte Paul wird auch nicht zurückbleiben.“

„Auch ich brenne vor Begierde nach der Stadt zu eilen.“

„Aphanasia, was fällt Ihnen bei?“ frug Gisbert.

„Es gilt ja die Rettung meines alten wackern Oheims!“

„Lassen Sie unsere Herrin gewähren,“ flüsterte Paul, „das Weibsvolk — halten das Wort zu Gnaden — ist weit listiger als wir. Habe einmal von Meerdirnen gehört, welche den erprobtesten Seefahrer zu ködern vermochten. Böse Nixen das, aber wunderschön! Halten das Beispie zu Gnaden!“

„Sie wollen sich also wirklich in die Löwenhöhle wagen?"

„Mein Name ward verlesen," erwiderte Aphanasia mit militärischem Gruße, „die Pflicht ruft, ich gehe!"

„So gebe uns der Himmel sein Schirmgeleite!"

„Vorwärts! Die Stunden fliegen!" rief die Theerjacke.

„Ja, Vorwärts sei unsere Losung!" wiederholte Aphanasia.

War das auch Schein?

So frägt uns wohl ironisch manche geneigte Leserin. Man vergesse nicht, daß es sich hier keineswegs um ein rein kriegerisches Wagniß handelte, sondern daß hier die Stimme verwandten Blutes zum Herzen sprach. Wir sind nur dem Patriotismus der Damen gegenüber sündhafte Ketzer, was jedoch Handlungen der Liebe und Zärtlichkeit anbelangt, da werden wir nie den ungläubigen Thomas spielen. Doch genug hierüber. Weiter in unserer Erzählung! Man sieht, der Sturmhut, wie man damals Soldaten überhaupt, namentlich aber die Schützen zu benennen pflegte, ward bereits fest geschnallt um seinem Namen Ehre zu machen. Porteb'épée und Bayonnet wetteiferten im Gelüste, einen Gang für Jeremias Lobesam zu wagen.

Wie stand es aber mit dem armen Mann?

Wie hielt er es in dieser sturmbewegten Zeit?

Heinrich Heine meint in seinen „Bekenntnissen", er habe seine Tinte ewig für Menschenrecht verspritzt, dem Volke aber sei er dabei aus dem Wege gegangen, denn sein Athem war übelduftig und rauh und ungeschlachtet seine Hand. Es gehöre in das Gebiet der Fabelwelt, wenn

man den Pöbel als gut bezeichne, nein, derselbe würde auch heute zu Tage noch den Straßenräuber Barnabas begnadigen, und den weißen Christ kreuzigen.

„Der Glückliche aus den Bädern von Lucca" hat nicht so ganz Unrecht.

Die blinde Menge, welche uns so viele politische Marktschreier als souveränes Volk verkaufen möchte, gleicht gewöhnlich jener erbärmlichen Populace, welche schon Tacitus den Verbrechen der römischen Kaiser Beifall klatschen sah. Sie hat sich auch bis auf unsere Tage nicht verändert. Ja, selbst ihre bessern Köpfe sind meist nichts weiter als eine verunglückte Kopie des Mutius Scävola oder Rienzi und es braucht nur der bezaubernden Worte eines politischen Koulissenreißers als magnetische Striche für ihr Gehirn, um sie in jenen Zustand zu versetzen, welchen die Franzosen als l'amour de tapage bezeichnen. Es gibt ferner in Tagen der Bewegung nur zu viele Redner, die mehr aufreizende Worte besitzen, als Adel und Bourgeoisie an Gold- und Silberlingen zu verwenden haben.

So bleibt leider Barnabas der Liebling des Volkes.

Man muß dem Pöbel nur zu schmeicheln wissen und in dieser Kunst haben es die Galvaniseurs schlechter Leidenschaften, wenn sie auch persönlich nichts weiter als eine lebendige Illustration von Lafontaine's Frosche sind, zu allen Zeiten, bei allen Völkern notorisch sehr weit gebracht. Jeder „Sprecher" des Volkes ist ein ganzer Wundermann, ein zweiter Kagliostro, welcher jeden Lümmel in einen Apollo vom Belvedere und jede vierschrötige Dirne, welche wie die

Tochter Karl des Großen einen sehr dicken Eginhard auf dem Rücken davon tragen könnte, in die anmuthigste und leichtfüßigste Sylphide der Welt zu verwandeln versteht.

„Worte, Worte!“ witzelt Hamlet Prinz von Dänemark.

Es sind allerdings nur Worte, welche diese Metamorphose bewirken, aber die Wunderthätigkeit steckt in ihrer Auswahl und Zusammenstellung. Hammer Purgstall's „Rosenöl,“ die Märchen der Scheherazade, ja selbst die blumige Rede Percy Shefton's in Walter Scott's „Kloster,“ kurz Phrasen, die in ein narkotisches Parfum aus irgend einer Fabrik Teherans getaucht erscheinen, sind freilich keine Lektüre für den gemeinen Mann; man muß vielmehr sehr deutlich, so zu sagen handgreiflich sprechen und die Schmeichelei fingerdick auftragen, will man den Pöbel bei seiner Eitelkeit fassen und so zum folgsamen Werkzeug in der eigenen leitenden Hand umzaubern. Dann ist man aber seines Gehorsames auch so sicher, wie ein gewandter Verführer der Zuneigung einer sechzehnjährigen Dirne, welche auch eine Feueranbeterin werden würde, um nur dem Geliebten ihrer Seele anzugehören.

Bei einer solchen Allmacht ist es dann fürder keine Kunst mehr auch eine hochgestellte Persönlichkeit zum Falle zu bringen. Man hält es mit ihr wie das mosaische Gesetz, das einen Bock mit den gesammten Sünden des israelitischen Volkes belud. Anfangs stutzt die Menge zwar, eine herkömmliche, abergläubische Scheu hält sie im Zaum, kurz sie gleicht den Anfangs rathlosen Tumultuanten, welche man in der grauen Vorzeit zum Sturme gegen ein Götzenbild

führte. Es war eine prachtvolle Statue. Sie trug einen Kopf aus Gold, wies eine Brust von Silber, nur ruhte sie auf thönernen Füßen. Endlich wagte ein Trunkenbold einen Stoß gegen den gefürchteten Koloß und siehe da, er stürzte hilflos zu Boden. Das Werk vollkommener Zertrümmerung ließ dann freilich nicht lange auf sich warten.

So war es, so ist es, so wird es ewig bleiben!"

Ein russischer Dichter nannte die uralte, stete Feindschaft zwischen zwei bekannten slavischen Racen die neue Thebaide ohne Ende. Diese Bezeichnung wäre hier noch mehr an Ort und Stelle. Zum Glücke bleibt die historische Gerechtigkeit nicht aus. Der Sprecher des Volkes steht auf dem Kulminationspunkte seiner Größe. Die Schmeichelkatze hat den Thronstuhl des alten Löwen eingenommen. Der Reichstag des wilden Gethieres der Leidenschaft läßt sich jedoch nicht auflösen. Die reißende Junta will nicht auseinander gehen. Es heißt also fort und fort dem Gelüste der Menge zu fröhnen und so muß man die wunderlichsten Gesetze erlassen. Wenn der Zufall schreiben könnte, so würde er zweifelsohne ähnliche verrückte Dekrete verfassen.

Es mangelt auch nicht an gleichlautenden Bittgesuchen.

Der Pöbel wird auf Staatskosten gespeist und getränkt, das Proletariat trägt weiße, feine Wäsche und säubert sich die Nase mit ostindischen Seidentüchern. Das Gold und Silber im Schatze versiegt. Die Assignaten werden zu einer umgekehrten Wünschelruthe, welche nur anzeigt, wo kein edles Metall mehr zu finden sei. Die Forderungen steigern sich dem ungeachtet von Tag zu Tag. Ein ehemaliger Lumpensammler, an jedem Arm ein prachtvoll geputztes

Stück Serail, naht sich mit trutziger Miene, verlangend, er solle nach seinem Tode einbalsamirt oder als historische Rarität für irgend ein Museum ausgestöpft werden. Man lacht, man ärgert sich. Ein nothgedrungenes Nein bei einem so albernen Gelüste kostet den allmälig fadenscheinig gewordenen Purpur der Popularität.

Der Abgott des Volkes ist wie Pitt zum Feind der Menschheit geworden.

Man macht auch nicht viel Federlesen, ist nicht einmal so artig, nach morgenländischer Sitte die freie Wahl zwischen der rothen Seidenschnur und den goldenen Giftbecher zu belassen. Ein Wink! Das Haupt des ehemaligen Volksbeglückers flog vom Rumpfe. Einem Danton folgt immer ein Robespierre, wie diesem das Kaiserreich. Ersterer hatte ganz Recht, als er auf dem Gange zur Guillotine seinem Freunde in die Ohren raunte, wenn es auch jenseits Revolutionen geben sollte, werde er sich um keinen Preis hineinmengen.

So ist es, so war es, so scheint es ewig bleiben zu wollen!

Noch keine aufrührerische Größe erlebte das Ende der Revolution, es wäre denn, sie hätte sich wie ein bankerotter Theaterdirektor mit der Einnahme — hier meist ein paar Millionen Anweisungen an die englische Bank — durch feige Flucht noch zur rechten Zeit den Händen der strafenden historischen Gerechtigkeit zu entziehen gewußt. Sturm bewegte Tage gibt es aber allimmer in der Weltgeschichte Wer aber hat bei ihrem stereotyp erbärmlichen Verlauf einzig und allein das schmähliche Anrecht wie Petrus zu lagen: meine Schuld, meine allergrößte Schuld!?

Die sogenannten ehrenhaften Talente.

Man beliebe nur die häßliche Geschichte des Unheiljahres Vierzig acht nachzulesen. Das gesammte Profetentum der Druckerschwärze, das im Vormärz eine neue Bibel dichtete und gefälschte Freiheit predigte, war die erste Gilde, welche den Kopf verlor, als sie gewahrte, daß die Revolution kein Marionettentheater sei, das man an der Schnur leiten könne, sondern daß es vielmehr einem verzweifelnden Endspiel auf dem Schachbrette gleiche, daß man nur durch die Aufopferung seiner schönsten Figuren zu gewinnen vermag. Leider hatte kein Elias der Tinte den Muth zu einem solchen Selbstmatt. Anfangs traten die falschen Freiheitsapostel freilich vor, im Glauben Ossians Nebelgeister durch ihren bloßen Anblick zu bannen, als sie aber sahen, daß die Spuckgebilde nicht weichen wollten; nein, trutzig den gezogenen Zauberkreis überschritten, da flogen sie scheu auseinander wie Vögel, wenn ein Schuß gefallen, da hielten sie es wie der Strauß, und zogen die Bettdecke über das Haupt, wähnend, nun könne und werde auch sie kein Menschenkind mehr sehen!

Deßhalb ergriff der Auswurf der Gesellschaft den Zauberstab.

Ein paar beherzte Ehrenmänner versuchten sich früher freilich hie und da auf der Menschheit Höhen zu behaupten. Die ungewohnte Luft bekam ihnen jedoch schlecht. Es erging ihnen wie den meisten schwachen Sterblichen, welche auf hohen Bergen garstigen Schwindel und heftiges Nasenbluten zu befürchten haben. Den letzten Impuls zur Retirade ehrbarer Ritter vom Geiste gab der Mangel an christlichem

Glauben, der gerade in der Zeit des Entsetzens Berge zu versetzen vermag. Viele bangten nicht um ihren Kopf, nein, sie zitterten vor der Nähe des unbekannten Landes der Ewigkeit. Sie wußten nichts von dem Gebahren in dem Departement der jenseitigen Angelegenheiten, deßhalb getrauten sie sich nicht das Portefeuille eines diesseitigen Ministeriums zu übernehmen. Das Leben blieb ihnen Alles und so hielten sie es denn wie so viele ungarische Magnaten, von denen man scherzweise zu sagen pflegt: es sei etwas Unbegreifliches um die magyarischen Kavaliere, die man nicht in Wien noch in Pest, nicht in Debrezin noch auf ihren Schlössern treffe; kurz sie mahnten an die Silberzwanziger im österreichischen Kaiserstaate, welche auch nirgends zu sehen seien, und doch irgendwo stecken müßten.

So war es, so ist es, so sollte es aber nicht bleiben!

La noblesse oblige! So sagten französische Edelleute. In das rein Menschliche übersetzt, lautet die Phrase: Auch der Adel des Geistes verpflichtet! Sollte daher die Weltgeschichte jemals wieder in die Wochen kommen, und des Popanzes des Umsturzes zu genesen drohen, dann ist es die Schuldigkeit des ehrenhaften Talentes alsbald die Rolle der klugen Frau, der kundigen Wehmutter, der sorgsamen Hebamme zu übernehmen, und durch das heilige Weihwasser der Bildung und des Wissens die bösen Geister der Leidenschaft zu zwingen, mit dem Wechselbalg der Anarchie zu verschwinden, auf daß die hohe Wöchnerin das holde Kindlein besonnenen Fortschrittes zur Welt bringe. Es braucht hier nichts weiter, als daß man sich als ein legitimer Danton zurufe:

Muth, abermals Muth und nochmals Muth!

Begnügt euch also nicht ihr Männer des Talentes, mit dem Werfen von satyrischen Raketen, denn in Bewegungstagen wird alles mit grobem Geschütze abgemacht; nein stürzt euch mitten in das Handgemenge und seid versichert, der Instinkt der Massen weiß wie jener der Soldaten den rechten Führer herauszufinden. Der gemeine Mann ist vernünftiger Belehrung überall zugänglich. nur müßt ihr nicht lästig zuwarten, bis gewinnsüchtige Marketender der Emeute, der durstigen Menge durch gesprochenen Fusel zu dem höchsten Medium des Rausches verholfen haben. Dann würdet ihr freilich tauben Ohren predigen. Es gibt auch ein politisches Delirium tremens; einen republikanischen Säuferwahnsinn, bei dem das Leben des Kranken nur durch mehrtägigen hochrothen Aderlaß gerettet zu werden vermag.

Und wenn der Rausch dennoch eintritt?

Dann schart euch todesmuthig um Fürst und Thron, dann bleibt im ehrlichen Kampfe, wenn mit der Krone auch Recht, Ehre und Bildung mit Füßen getreten werden soll! Dann ist es Zeit zu einem politischen Märtyrertod! Dann rufe jeder von euch wie der Mexikaner-König Quatimozin, als er auf glühende Kohlen gebettet ward, seinen Leidensgefährten unerschrocken zu: was jammert ihr, liege ich auf Rosen hier? Was aber das unbekannte Land der Ewigkeit anbelangt, da tröstet euch mit dem Gedichte, das Gisbert einmal, da noch Friede war, in einer träumerischen Stunde des poetischen zweiten Gesichtes niedergeschrieben. Er meinte:

Freigebig zeigt sich die Natur
In ihren Mutterfreuden,
Im Lieben wie im Zeugen nur,
Doch niemals im Vergeuden.

Verloren geht kein Halm, kein Stein,
Nicht Korn, noch Blatt auf Erden,
Und achtsam muß zum neuen Sein
Was war, verwendet werden.

Denn sparsam gibt das All sich ja
Zur Winterszeit, im Enden;
So weit bisher das Auge sah
Herrscht nirgends ein Verschwenden.

Das Scheiden ist ja Wandlung bloß!
Ein ewig Umgestalten
Bleibt unter allgemeines Loos,
Dem Welken folgt Entfalten.

Als Dünger dienen in der Gruft
Des Greises welke Knochen,
Und manche Rose, reich an Duft,
Ist d'raus hervorgebrochen.

Der Geist nur, wenn sein Werkzeug bricht,
Wenn man den Leib verscharrte,
Erlösche wie ein irres Licht,
Das blöde Wandrer narrte???

Nur Er, der Welten träumt und baut,
Er sollte rasch verbeben,
Sobald man hier nicht länger schaut
Sein schöpferisches Leben??

Kurzsichtig dünkt mich solch ein Blick,
Der Geist muß fortbestehen,
Gleichviel wohin auch das Geschick
Ihn mag im Tod verwehen.
Vielleicht auf einem fernen Stern
Belebt dies nie verglühte
Stück Gott als Funke oder Kern
Neu eine Menschenblüthe!

Ja, der Instinkt der Massen geht selten irre. Er weiß den rechten Führer herauszufinden. So geschah es auch in der alten Reichsstadt.

Der arme Mann hatte ihn in Jeremias Lobesam herausgefunden.

Die Verhaftung des genannten Redakteurs war daher in der alten Reichsstadt das Tagesgespräch am häuslichen Herde der Armuth, wie in den Schenken, in welchen die Dürftigkeit nach einem heißen Tages Frohne sich Abends an einem Becher Wein zu erlaben pflegte. Vorzugsweise galt dies von einer Kneipe, welche ursprünglich das Schild „zum ewigen Durst" führte, von jenen Pfahlbürgern aber, welche hinter jeder Blouse eine verkörperte Marseillaise witterten, das Wirthshaus „zur phrygischen Mütze" genannt wurde. Tonangeber waren hier jener handfeste Karrenschieber und der alte Harfenist, die wir bereits bei Gelegenheit des Scherbengerichtes auf dem Marktplatze kennen lernten.

Zur Ehre eines Theiles der Bürgerschaft müssen wir jedoch mittheilen, daß sich auch in der Bourgoisie die Theilnahme an dem Schicksale Lobesams laut genug kundgab; nur waren hier Gevatter Schneider und Handschuhmacher

wie überall keineswegs zu schlagfertigen Helden und Recken geboren, kurz man faltete höchstens die Hände zu einem sehr mitleidigen Stoßgebete, statt die Elle mit der Klinge zu vertauschen. Ein solcher trüber Geist der Kleinmuth herrschte auch am Abend des Tages, an dem das Treffen in den Bergen stattfand, in dem Klubb, in welchem einst ein jun. Rathsherr seinem Gegner Langer eine sehr handgreifliche Replik auf seine Diatriebe gegen die Minorität im Rathhaussaale hatte angedeihen lassen. Man wußte, daß Jeremias am verflossenen Nachmittag sein Schlußverhör bestanden, doch war das Urtheil noch nicht im Weichbild der Stadt bekannt geworden.

Um den ziemlich besetzten Tisch saßen viele ernst und bleich aussehende Männer. Das Souper war geräuschlos vorübergegangen. Zum Nachtisch brachte man echten Chesterkäse und alten Rebensaft, doch Niemand wollte zulangen, und unberührt standen die vollgefüllten Becher oder Römer. Traun, ein ehrenhafter Beweis, daß man in Trauer des biedern Zechgenossen gedachte, der ehemals hier so oft von satyrischer Laune übersprudelte, nunmehr aber von einem Gange zurückkehrte, auf dem er über die letzte Stunde seines Lebens verständigt worden. Es schlug neun Uhr und ein Spielwerk, das jede Stunde zu erklingen pflegte, ließ eine todesmuthige Melodie verhallen, die wie gesungener Rheinwein tönte. Es waren die Klänge des Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland?“

In diesem Augenblicke trat der mehrerwähnte junge Rathsherr in die Stube.

Sein Gang war unsicher, sein Antlitz sah kreideweiß und kalter Schweiß dampfte von seiner Stirne. Er ließ sich wortlos in einen Stuhl niedergleiten, leerte einen vollen Römer, und stieß dann das leere dunkelgrüne Glas so fest auf die Tafel nieder, daß es in hundert Splitter zerbrach. Die Augen aller Stammgäste hingen an seinen Lippen, doch Niemand wagte eine Frage zu stellen. Endlich nahte sich der Gastgeber.

„Nun wie steht es?" stammelte er leise.

„Zum Tode der Räuber und Mörder verurtheilt!"

„Zum Tode?" tönte es von allen Seiten.

„Ja übermorgen um die siebente Morgenstunde soll Lobesam am Bord eines Dampfschiffes gehenkt werden."

Allgemeines Entsetzen! Der junge Rathsherr hielt nun eine donnernde Rede, darin er zu einer Sturmpetition aufforderte und im schlimmsten Falle eine Schilderhebung in Massen predigte. In den Herzen seiner zwar gleichfalls tief erschütterten, doch verzagten Umgebung wollte jedoch kein bejahendes Echo laut werden; viele meinten sogar, man müsse sich um so ruhiger verhalten, als dies warnende Beispiel ja beweise, daß die gegenwärtige Gewalthaberschaft vor keinem Mittel zurückbebe, falls es anders zum Ziele führe. Der junge Rathsherr schwieg, kein neuer Redner erhob sich nach ihm, stundenlang verblieben die Klubbisten im stillen Gemache, kein Wort hallte von ihren Lippen, aber dichter stieg der blaue Dampf der Zigarre zur Stubendecke empor, hie und da lag es in einem Auge wie eine gedrückte nasse Perle, und an dem Glase trommelte Einer ironisch eine todesmuthige Melodie, die wie gesungener

Rheinwein tönte. Es waren die Klänge des Liedes: „Was ist des deutschen Vaterland?"

Der Mittelstand hatte Jeremias Lobesam aufgegeben. Es ist daher Zeit, daß wir uns in die Kneipe „zur phrygischen Mütze" verfügen.

Hier ging es lärmender zu. Man liebt es in diesen Schenken nicht ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Am Geräuschvollsten trieb es der riesige Proletarier und auch sein treuer Kumpan, der Harfenist ließ seine Stimme oft gleich beißend wie scheltend vernehmen. Anfangs drehte sich das Gespräch um die fremde Besatzung und Herrschaft in dem städtischen Weichbilde. Man schmähte über so manche Unbilde, welche dem Deutschthume zugefügt worden! herzhafte Gesellen sagten es ganz ungescheut heraus, daß man die Privilegien der Stadt mit Füßen zu treten beginne; viele meinten, Milderes lasse sich auch nicht von einem Zivilgouvernement erwarten, das nicht Fisch noch Vogel sei und dabei ebenso furchtsam als grausam zu werden pflege. Wenige vertrösteten auf die nahe Zukunft, da es ja täglich glaubwürdiger werde, wie sich ein fremder mächtiger Bundesgenosse gewaltig rüste, um Deutschland zur Stunde seiner tiefsten Erniedrigung rettend und schirmend beizuspringen.

„Schande über Euch Memmen," donnerte plötzlich der Karrenschieber, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrend emporsprangen; „Schmach über Euch bärtigen, alten Weiber, daß Ihr in der Fremde Hilfe sucht, welche Ihr Euch selbst gewähren könntet, falls Ihr einen Funken Muth im Leibe hättet!"

Der Harfenist aber sang:

Hilf Dir selbst in schlimmen Tagen
Aus der Klemme, aus der Noth,
Oder schieß' Dich sonder Zagen
Vor den Augen Aller todt!

Hundert steht für Eins zu wetten,
Daß dann jeder Nachbar klagt,
Wie er gern gewollt Dich retten,
Hättest Du ein Wort gesagt!

Ein Sturm des rasendsten Beifalls folgte dieser Parodie aus dem Stegreife. In diesem Moment öffnete sich die Stubenthür und ein schwarz gekleideter anständiger Mann drängte sich, aufmerksam umherspähend, durch das dichte Gewühl von Zechern, Rauchern und Kannegießern. Der wüste Lärm verstummte. Alle Welt blickte mißtrauisch nach dem fremden Gaste im festlichen Gewande.

„Was will der Frack unter den Blonsen?"

Also rief ganz laut ein Scheerenschleifer in Hemdärmeln.

„Es ist ein Spion!" meinte sein Nachbar, ein Maurergeselle.

„Hinaus mit ihm!" fluchte ein Lohnkutscher, nebstbei Besitzer einer stattlichen kupfrigen Nase.

Der Fremde lächelte wohlgefällig vor sich hin; er hatte ja gefunden, was er suchte.

„Guten Abend, Alter!" sprach er mit lauter Stimme.

Mit diesen Worten ließ er sich an der Seite des Harfenisten nieder.

Dieser schüttelte ihm freudig die Hände.

Der Karrenschieber, der bisher kein Wort gesprochen hatte, aber rasch aufgesprungen und an den Fremden herangetreten war, offenbar in der Absicht, den Eindringling bei dem Kragen zu erfassen und ohne Umstände bei der Thür hinauszuwerfen, dieser Mann der rohen That blieb ganz verdutzt stehen und schielte bald nach der schmierigen Jacke seines harfenkundigen Freundes, bald nach dem Sonntagsstaate des unbekannten Gastes.

„Es ist mein Duzbruder," erklärte der Harfenist, „der Schachtschreiber Rudenz."

Der Stegreifdichter hatte weislich die Bezeichnung „Herr Schachtschreiber" aus dem Spiel gelassen, da dieser Titel nur weiteres Mißtrauen erwecken, ja an einem solchen Orte wohl gar als eine Beleidigung des armen Mannes erscheinen konnte. Wir haben bereits bei der Schilderung der Szene auf dem Marktplatze erwähnt, daß der Harfenist einst bessere Tage gesehen und in der kurzen Zeit seines Glanzes als tüchtiger Improvisator betrachtet worden. Auf einer seiner Wanderfahrten oder Kunstreisen durch die Tespiswelt war er mit dem Schweizer zusammengetroffen und beide hatten sich damals in Folge gleicher Denkungsart dauerhaft liebgewonnen. Beide erlebten später saure Noth und irgend ein Dichter behauptete ja, das festeste Band, das zwei Menschenherzen aneinander knüpfen könne, werde aus Asbest gemeinsamer Zähren gesponnen.

Was suchte denn Rudenz in der Kneipe „zur phrygischen Mütze?"

Wie kam er überhaupt in die alte Reichsstadt?

Sei nicht ungeduldig, geneigter Leser! Beide Fragen sollen sogleich beantwortet werden. Rudenz war bekanntlich Schachtschreiber der benachbarten Gewerkschaft und hatte als solcher eine Verrechnung mit Bürgermeister Herbert abzuschließen, da die Stadt gleichfalls mehrere Kuxe in jenem Bergwerke zu ihrem Eigenthum zählte. Der Ausgleich wäre eigentlich Sache des greisen Berghauptmanns gewesen. Da er aber bei seiner bekannten strengdeutschen Gesinnung bei den jetzigen Gewalthabern eben keinen Stein im Brette besaß, so sandte er einen Geschäftsträger, zumal man seine Rolle bei der Befreiung des Baron Gisbert ahnte, obgleich der feindliche Kapitän, dem Letzterer die Freiheit geschenkt hatte, reinen Mund hielt und Dank des Siegels des Todes, das auf den Lippen seiner Leute lag, einfach vorgab, er sei von einem Streifkorps deutscher Schützen überfallen worden.

Man wollte diesen Kapitän Anfangs vor ein Kriegsgericht stellen, da man aber damals noch mit der Bevölkerung der Reichsstadt liebäugelte, so kam er als dort ansäßiger Bürgerssohn mit einem derben Verweise aus der gefährlichen Klemme. Was Rudenz anbelangt, so war er noch obendrein als Sozialist gern gesehen, da man bei Bekennern dieses politischen Glaubensbekenntnisses eine starke Hinneigung zum Kosmopolitismus voraussetzen zu dürfen glaubte. Man irrte sich gewaltig, wie der Verlauf dieser Erzählung beweisen möchte.

Die ersten Worte, welche der Schachtschreiber an den alten Freund richtete, gingen aus derselben Weise, welche der junge Rathsherr fast um dieselbe Stunde in dem früher erwähnten Klubb anstimmte. Der Harfenist, welcher keine Sylbe von dieser düstern Kunde verloren, doch gleichzeitig die allgemeine Aufmerksamkeit ablenken wollte, spielte deshalb eine seltsame Melodie, die wie gesungene „Thränen Christi" tönte. Es waren die Klänge des Fischerliedes aus der „Stummen von Portici".

„Was habt Ihr?" frug der Karrenschieber.

„Lobesam soll übermorgen hängen!" flüsterte der Harfenist.

Der Riese biß sich in die Lippen.

Dann stand er langsam und geräuschlos auf und hielt seinen Mund an das Ohr seines nächsten Nachbars. Dieser folgte später seinem Beispiele. So lief die Schreckensnachricht von Tisch zu Tisch. Auch ein paar weitere Worte, welche der Schachtschreiber mit seinem Freunde wechselte, machten auf dieselbe Weise die Runde durch die Schenke. Bald darauf erhob sich der alte wüste Lärm. Gläser klirrten, Flüche wurden laut, Tabakdampf und Fuselqualm drohten das Kerzenlicht zu ersticken. Der aufmerksamste Kundschafter wäre mit der trostreichen Ueberzeugung heimgegangen, daß es hier nichts Verdächtiges zu erlauschen gebe. Nur ein so feines Ohr, wie es nur dem Dichter eigen, wenn er das Treiben der Welt belauscht, vernahm einzelne seltsame Worte. Sie lauteten:

„Wasserthurm."

„Verschütteter Gang."

„Bergmann.“

„Fäustel und Sprengzeug.“

Es war ein vollständiges Gegenstück zu der fast gleichzeitigen Szene in dem Klubb der ehrsamen aber kleinmüthigen Pfahlbürger. Niemand schwieg, alle Welt zechte und schmauchte, der blaue Nebel, der aus den Tabakspfeifen aufstieg, wurde so dicht, daß man kein Gesicht am nächsten Tisch mehr ausnehmen konnte, hie und da lag es wie ein hämisches Lächeln um die verzogenen Lippen und an dem Glase trommelte Einer eine seltsame Melodie, die wie gesungene „Thränen Christi“ tönte. Es waren die Klänge des Fischerliedes aus der „Stummen von Portici.“

Der arme Mann hatte Jeremias Lobesam nicht aufgegeben.

Achtes Kapitel.

Zündende Worte.

Die Sonne stieg herauf.

Die Bevölkerung der Reichsstadt befand sich in ungeheuerer Aufregung. Der Tiger, Krieg geheißen, zeigte die häßliche Seite des Katzengeschlechtes, er wollte nichts mehr von Sammetpfötchen wissen, und wies sonder Scheu seine riesigen Krallen. Man hatte das Standrecht im städtischen Weichbilde proklamirt und gewaltige Plakate ertheilten in durchschossenen Lettern fast an jeder Straßenecke die bedrohliche Kunde, wie man gesonnen sei, den bösen Geist des Mißvergnügens, der sichtbar durch das Haus

des Reichthums wie durch die Hütte der Armuth gehe, nöthigen Falles durch Pulver und Blei auszutreiben.

Die Ordonnanz war offenbar mit einem Bayonnet geschrieben worden.

Es hieß in diesem Plakate, man erwarte zwar, daß Niemand die Ruhe und Ordnung als Störefried untergraben werde, doch sei man fest entschlossen, einem derlei ruchlosen Treiben ein schnelles Ende zu setzen. In Zukunft habe Einer für Alle, wie alle Welt für Einen zu haften. Wer sich gegen dies Gesetz auflehne, werde binnen vierundzwanzig Stunden dem Tode verfallen. Sollten sich solche Fälle mehren, so sei das Standrecht augenblicklich und zwar an Ort und Stelle zu vollziehen. Bei einer Schilderhebung in Massen aber würde man die schöne Stadt sonder Gnade in einen Schutthaufen verwandeln.

Weitere Maßnahmen waren:

Sämmtliche vorhandene Waffen seien noch am selben Tage abzuliefern und alle Klubbs wie Lesegesellschaften zu schließen. Die Obrigkeit habe für die gesammte Bevölkerung, jeder Hauseigenthümer für seine Wirthsleute fortan Bürgschaft zu leisten. Man werde keine Zusammenrottung auf öffentlichen Plätzen dulden, und die Straßenliteratur wie das Herumtragen und Ausstellen von Porträts oder Büsten von deutschen Größen der Klinge wie der Feder kriegsrechtlicher Ahndung unterziehen. Gasthöfe und Kaffeehäuser seien um zehn Uhr Abends, Schenken und Kneipen schon um eine Stunde früher bei gleicher Strafe zu sperren.

Die Sache kam so.

Das fremdländische Zivilgouvernement war schon geraume Zeit mit der öffentlichen Stimmung in der Reichsstadt unzufrieden, doch fand es bisher keine Gelegenheit zu einem halbwegs gerechtfertigten strengen Auftreten. Die Malkontenten mehrten sich jedoch mit jedem Tage und begannen eine sehr entschiedene Sprache laut werden zu lassen. Auch fürchtete man, die Verurtheilung und Hinrichtung des allgemein beliebten Redakteurs Jeremias Lobesam möchte vielleicht den gehäuften Zündstoff zum hellen Brande der Emeute aufflammen machen. Den letzten Impuls gab Jeremias selbst. Er hatte auf der Heimkehr von dem entscheidenden Kriegsgerichte von dem Treffen in den Bergen, wie von der Plünderung des bewußten Nachbardorfes vernommen. Langer brachte am Abend des vorigen Tages die erste Kunde hierüber nach der alten Reichsstadt. Fliehende verwundete Soldaten wie die finstere Miene des tapfern Obersten dienten als lebendige Bestätigung dieser Nachricht.

Das war Tinte für seine Feder!

Sein Blick flog spähend umher, und siehe da, sie hatten ihn richtig nicht verlassen, die Treuen, welche sein Auge so ängstlich suchte. Dort winkte ihm ein Setzer zu, hier griff ein Druckerjunge verstohlen an seine Mütze. Jeremias erlaubte sich eine sprechende Pantomime. Ein Blitz des Verständnisses aus so manchem Auge verschaffte ihm die Ueberzeugung, daß es seinen Anhängern vollkommen klar geworden, was er gegenwärtig oder eigentlich künftig wünsche und verlange. Als man ihn daher nach dem Wasserthurm, der als Gefängniß diente, zurückgeführt hatte, bat

er um Schreibgeräthe, da er gesonnen, seinen letzten Willen niederzuschreiben. Da das Todesurtheil bereits ausgesprochen war, so konnte man ihm diese billige Bitte natürlicher Weise nicht abschlagen. Es war aber kein

Testament

sondern ein

Aufruf an alle Menschenfreunde,

was noch am selben Abend aus seiner Feder floß. Er brachte diesen Aufsatz nicht bloß einfach zu Papier, sondern er schrieb denselben auch zwei Mal ab, und warf dann das erste Manuskript, wie beide spätern Abschriften in längern Zwischenräumen verstohlen durch das der Sommerhitze wegen offenstehende Fenster auf die Straße, wobei er wohlweislich bei jedem Wurfe die Vorsicht beobachtete, den Augenblick zu benützen, da sich die am Thor auf und ab schreitende Schildwache an einem oder dem andern Ecke des Thurmes befand. Manuskript wie Abschriften gelangten glücklich in die rechten Hände, wanderten auch hastig nach dem geheimen Standort einer Winkelpresse. Dort wurde der Aufruf in Druck gelegt, worauf man die Handschriften verbrannte, um jede Spur des Verfassers für immer zu vertilgen. Am nächsten Morgen las man an allen Straecken:

„Aufruf an alle Menschenfreunde.

Wenn die Herolde der Freude und des Vergnügens, die Journalisten, verkünden, die göttliche Tänzerin, welche über Blumen läuft, ohne die Knospen zu knicken, werde diese oder jene Stadt mit ihrem lustigen Debut beglücken; wenn man schreibt, die Sängerin, deren Stimme die Nachtigall

beschämt, und deren Töne wie gesungene Rosendüfte verbeben, gedenke in dem Thespistempel zu flöten: Dann ist eitel Entzücken in jedem Herzen und der Frohsinn lagert auf jedem Antlitze, und da eilen sie Alle, alt wie jung, schön wie häßlich, fromm wie schlecht, der Reiche so rasch wie Jener, der täglich blutwenig über sein tägliches Brod verdient, in das Schauspielhaus, und geben willig und ohne Zögern ihr Silber für eine Stimme, die da klingt wie Silber; da wiegen sie mit Gold auf die Schritte des zierlichen Füßchens, das keine Flügel trägt und doch leichter ist als der Falter; denn ein hoher Besuch und in ihm eine hohe Ehre ist den weltbedeutenden Brettern zu Theil geworden.

Und es ist schön, daß man es so hält!

Auch die Kunst hat ihr uralt ambrosisches Recht, und wehe der verwelkten und verkümmerten Menschenseele, welche kein Auge und kein Gehör mehr hat für die Himmelstochter Poesie, deren Herz vertrocknet liegt in der Brust, wie die weiland lenzverkündende Primelblume in der Kapsel des Botanikers! Werft sie immerhin zu den Todten, denn mag sie auch körperlich für lebendig gelten, geistig ist sie todt!

Wenn aber die Herolde der Lust, die Journalisten, zu Leichenbittern und Todtenvögeln werden und den Leuten von jenem uralten Schauspielhause erzählen, auf dessen Bühne größere Gäste debutiren, Gäste, deren Stammbaum in dem Himmel geschrieben ward, oder deren Wiege in der Hölle stand, und das sind die Liebe und der Haß, die Freude und der Schmerz, der Trost und der Kummer, die Hoffnung und die Verzweiflung, die Menschlichkeit und die

Barbarei, die Großmuth und die Ichsucht; wenn sie von diesen Künstlern sprechen, nnd von dem Trauerspiele, das sie in dieser oder jener Gegend spielten, und wie dabei mehr Thränen flossen, als Blutstropfen verspritzt werden in einer Völkerschlacht; wenn sie verkünden, wie das Elend heimisch ward in tausend Menschenherzen, und daß in einem Umkreis von vielen Meilen kein Haupt mehr auf Rosen, sondern auf glühenden Kohlen liege: Da zögern so Viele, jung wie alt, schön wie häßlich, fromm wie schlecht, der Reiche so gut wie Jener, der blutwenig über sein tägliches Brod verdient, und sie wollen ihr Silber nicht geben für den Silberklang des schlichten Spruches: Gott möge es vergelten! sie wägen nicht auf mit Gold die Schritte des zitternden Fußes, dessen Eigner am Bettelstab in das Land der Hoffnungslosigkeit wandert und doch ward jenen Unglücklichen der höchste Besuch und in ihm die höchste Ehre zu Theil, denn der Vater, der da ist im Himmel wie auf Erden, denn der Herr hat sie heimgesucht!

Und seht in der schönen Zeit, wo tausend Blumen wie ein Brautgewand die lachende Erde bedecken, und die Mutterbrust der letztern, die rieselnden Quellen, rings neues Leben versprudeln, wo selbst der Himmel nur zeitweise sein Sonnenauge verhüllt, und meist nur warme und freundliche Blicke hat für den Sohn des Staubes, gerade in dieser herrlichen Zeit, welch' ein Kontrast, wurde ein solches Trauerspiel im Nordosten unserer alten Reichsstadt gespielt in nur zu gräßlicher Wahrheit; als Schauplatz der Handlung diente ein benachbartes gestern geplündertes und niedergebranntes Dorf, Fremdenherrschaft war der Dichter,

Barbarei der Souffleur und unbeschreibliches Elend die entsetzliche Katastrophe. In den armseligen Bauernhütten erschien jenes wildblickende Gespenst mit dem bluttriefenden Munde, mit der unersättlichen Gier, das immer größer, gewaltiger und ungenügsamer wird, je älter es ward, ich meine fremde Zwangsherrschaft, und warf sich wie ein Vampir an die Brust unserer Landsleute, und sog das Mark aus ihren Knochen und den Muth aus ihren Herzen. Es war, es ist ein gräßliches, ein furchtbares Trauerspiel, und jeder Menschenfreund sollte ihm seine wärmste Theilnahme zuwenden, jede mitleidige Seele sollte sich vordrängen, in ihm die Rolle des Vermittlers zu spielen, ist doch hohe Ehre einzulegen, erschien doch der höchste Besuch in dem abgebrannten Dorfe, denn der Vater, der da ist im Himmel wie auf Erden, der Herr hat es heimgesucht!

Deshalb sollten alle Herolde der Freude, alle deutschen Journalisten, zu Leichenbittern werden und wahr und innig, kräftig und begeistert Fürbitte einlegen für die nothleidenden Brüder, und auch der Schreiber dieser Zeilen, wenn er auch nicht die erste, die führende Stimme, in diesem Chore abzugeben vermag, ist stolz darauf, sein Wort mitflüstern und an den ewigen Spruch des Heilands erinnern zu dürfen: Alles, was ihr dem Armen schenkt, das habt ihr mir gegeben! Er lebt in der frohen Hoffnung, daß sein Appell der Wohlthätigkeit ein Echo in jedem deutschen Herzen finden, daß der Bemittelte sein Silber nicht ängstlich zählen und der Reiche sein Gold nicht knausernd beschneiden werde, wenn es die Sache der Menschheit gilt, wenn sich der echte, der älteste Adel erproben soll, den man

Nächstenliebe zunennen pflegt. Vor Allem hofft er dies von der schönen Reichsstadt, deren Bewohner ja auch als Leibeigene am eigenen Herde die Zuchtruthe fremder Knebelknechte erhoben wissen, und deßhalb durch bittere Selbsterfahrung zur Kunde gelangten, was es besage, wenn man mit der Hand wehmüthig an das verzagte Herz klopft und mit Thränen im Auge stammeln muß: Der Vater, der da ist im Himmel wie auf Erden, der Herr hat uns heimgesucht!"

Also hieß es in diesem Aufrufe.

Man kann sich leicht denken, welcher Ingrimm den fremden Zivilgouverneur erfaßte, als er Wissenschaft von diesem aufrührerischen Geschreibe, wie er es nicht mit Unrecht nannte, erhielt und durch Spione benachrichtigt wurde, welche ungeheure Theilnahme es unter der Bevölkerung der Stadt erweckte. Natürlich, daß der unliebsame Aufruf binnen wenigen Minuten von den Straßenecken herabgerissen wurde. Was half es? Das Geschreibe wanderte in mehreren tausend anderweitigen Exemplaren von Hand zu Hand, und es gab nach Verlauf von ein paar Stunden kaum ein Menschenkind in dem Weichbilde, das nicht darum wußte und die zündenden Worte nicht in sein Gedächtniß zu prägen versuchte.

Wer war der Verfasser?

Der fremde Gewalthaber dachte wohl an Jeremias Lobesam. Letzterer war aber so vorsichtig gewesen, sich einer ihm sonst fremden Schreibweise zu bedienen. Seine geistreiche Feder schien zwar in Paris geschnitten worden zu sein, doch ward es ihm am Schreibtisch zur zweiten Natur,

seine schönsten journalistischen Siege durch die historische Parallele zu erfechten. Auch pflegte er gewöhnlich jenes feine attische Salz des Witzes und der Satyre zu verstreuen das auch trockene Artikel so schmackhaft und mundgerecht zu gestalten vermag. Hier aber herrschte die Poesie so sichtbar vor, daß selbst befreundete Leser irre wurden, und Zweifel gegen die Autorschaft Lobesams erhoben. Jeremias hatte sehr klug gehandelt. Er meinte, es könnte wohl kommen, daß er das erbetene Schreibgeräthe noch anderweitig benöthigen möchte.

In Folge dieses Aufrufes erschien nunmehr das erwähnte Plakat. Auch hatte der Civilgouverneur dabei noch einen andern Gedanken im Rückhalt stehen, von dem wir zu seiner Zeit, ja noch in diesem Kapitel hören werden. Die Verkündigung des Standrechtes schüchterte natürlich die zaghaften Pfahlbürger noch mehr ein, der gemeine Mann lächelte jedoch im Stillen noch hämischer und der alte Harfenist murmelte gegen seinen Freund, den Karrenschieber etwas von einem löschpapiernen Donner. Dieser aber ballte, so oft er an einer Schildwache vorüberschritt, verstohlen seine derben Fäuste.

Die Stadt blieb übrigens ruhig.

Auch hatte sich bisher nichts Neues und Ungewöhnliches begeben. Am frühen Morgen erschienen freilich ein paar Bergleute an verschiedenen Thoren der Reichsstadt und baten mit dem Vorgeben um Einlaß, die Gewerkschaft habe sie in Folge der Zeitwirren bei Abnahme des Betriebskapitales entlassen, weshalb sie gekommen, hier eine anderweitige Unterkunft zu suchen; da aber ihre Pässe in

Ordnung waren und man um jene Morgenstunde weder um den Aufruf Lobesams noch um das Plakat des Gouverneurs, kurz keine Sylbe von dem bevorstehenden Belagerungszustand wußte, so ließ der wachhabende Unteroffizier die Bergleute die städtischen Schranken überschreiten und nach ihrem Belieben fürbaß ziehen. Die Bergleute zerstreuten sich, wußten jedoch ihre Wanderung so einzurichten, daß sie nach und nach, Mann für Mann an einer Schenke vorüberkamen, welche dem Rathhause gerade gegenüberlag. Dort zogen sie im Vorübergehen wie zum dienstschuldigen Gruße sammt und sonders ihre Mützen.

An dem Fenster der Schenke saß nämlich Schachtschreiber Rudenz.

Rudenz dankte flüchtig, worauf sich die Bergknappen in verschiedenen Nebengassen verloren. Der Schachtschreiber hatte sich an einen abgesonderten Tisch gesetzt und schien von den übrigen Gästen, welche natürlich der untersten Schichte der bürgerlichen Gesellschaft gehörten, keine sonderliche Notiz zu nehmen. Später ward jedoch seine volle Aufmerksamkeit durch einen schlicht gekleideten alten Mann mit schneeweißen Haaren in Anspruch genommen, der sich mit einem artigen Morgengruße in einem gegenüberstehenden, gepolsterten Armstuhl niederließ. Es war ein Stammgast der Schenke, welcher diesen Ehrenplatz seit Jahren in den Frühstunden in Beschlag zu nehmen pflegte.

Seine Tracht verrieth den Rathshausdiener.

„Ist eine Prise gefällig?"

Also frug er den Schachtschreiber.

Rudenz griff tüchtig in die dargereichte silbene Dose.

„Wie steht es," meinte er dann, „hast Du mir, Alter, die bewußte Rarität, jenen antiken Schnupftabakbehälter mitgebracht, den ich Dir schon lange so gern abkaufen möchte?"

Der Rathhausdiener gab eine bejahende Antwort, übergab auch seinem Gegenüber eine auffallend große uralte Dose. Der Käufer besah sie mit Kennermiene von allen Seiten, öffnete sie auch verstohlen, steckte sie dann in seine Rocktasche, und zog gleichzeitig seine Brieftasche hervor, um den vermuthlich schon früher festgesetzten Kaufpreis in städtischem Papiergeld zu erlegen. Sonderbarer Weise wußte er aber dies Papiergeld, eben als er es dem Greise zu überreichen schien, auf gewandte Manier in seinen eigenen Rockärmel zu schieben, ohne daß es die Gäste am Nachbartische bemerkten. Der Rathhausdiener dagegen stellte sich an, als ob er den erhaltenen Kaufpreis zu sich stecke. Bald darauf entfernte sich Rudenz.

Folgen wir seinen Schritten.

Der Schachtschreiber wanderte langsam durch mehrere Gassen, stand auch zeitweise vor so mancher Schlosserwerkstätte still. Sobald er jedoch bemerkte, daß der Meister zugegen sei, setzte er seinen Gang mit sichtbarem Unwillen weiter fort. Endlich gelangte er an eine solche Werkstätte, in der sich der Eigenthümer nicht zu befinden schien.

„Wo steckt der Meister?"

So lautete die Frage, welche Rudenz an der Schwelle der Schlosserwerkstätte laut werden ließ.

„Er ist in den nächsten Krug gegangen," antwortete ein riesiger Altgeselle.

„Wann dürfte er zurückkehren?"

„Der Meister pflegt gewöhnlich ein paar Stunden auszubleiben."

„Vielleicht können Sie mir aus der Verlegenheit helfen?"

„Was soll es?"

„Ich brauche ein Ding wie dieses hier."

Damit holte Rudenz die große Dose hervor.

„Da müssen Sie zu einem Drechsler gehen," meinte lächelnd der Altgeselle.

Der Schachtschreiber öffnete statt aller Antwort die Dose. Der Schlosser fuhr zurück, als ob er auf eine Schlange getreten wäre. Die Dose enthielt statt Schnupftabak den Abdruck eines Schlüsselbartes in Wachs.

„Wasserthurm," flüsterte Rudenz.

„Jeremias?" frug der Altgeselle.

„Bergmann," antwortete der Schachtschreiber.

„Richtig," meinte der Schlosser, die Dose zu sich steckend.

„Bis wann?" murmelte Rudenz.

„Längstens in einer Stunde," antwortete sein Gegenüber mit leiser Stimme.

Der Schachtschreiber entfernte sich schweigend.

Als er nach einer Stunde zurückkehrte, hatte der Unstern den Meister der Schlosserwerkstätte eben heimgeführt. Rudenz hütete sich den wackern, jedoch als äußerst vorsichtig bekannten Pfahlbürger in das Geheimniß einzuweihen, sondern schritt, indem er die Hausnummern musterte, wie suchend die Straße ein paar Mal auf und nieder. Zum

Glücke begab sich der gefürchtete Zeuge bald in das Innere eines Hauses und so fand sein Altgeselle Zeit und Gelegenheit, dem Schachtschreiber einen großen, neuen Schlüssel sammt der bewußten Dose in die Hände zu drücken.

„Unentgeltlich," sprach er.

Rudenz hätte nämlich Miene gemacht, den Schlüssel bezahlen zu wollen.

„Es lebe der arme Mann!"

Mit diesen still geflüsterten Worten eilte der Schachtschreiber in die Gegend des Rathshauses zurück. Schon von Weitem sah er den Rathhausdiener aus dem Fenster der früher erwähnten Schenke lugen. Der Alte kam ihm auch, ehe er noch ein paar hundert Schritte weiter aufwärts zurückgelegt hatte, auf der Straße entgegen. Dort entspann sich ein kurzes überaus leise geführtes Zwiegespräch, während dessen der Schlüssel in die Rocktasche des Rathhausdieners wanderte.

„Wann hast Du den Wachsabdruck vorgenommen?" frug Rudenz.

„Gestern Abend kurz vor der Feierstunde."

„Hättest Du den Schrank nicht offen stehen lassen können?"

„Unmöglich, der Herr Stadtarchivar pflegt gar vorsichtig bei der Sperre vorzugehen."

„Und wann gedenkst Du aufs Neue an Dein Werk zu eilen?"

„Nach dem Schlusse der Sitzung, etwa eine Viertelstunde nach dem zwölften Glockenschlage."

„Gut, ich werde in der Schenke auf Dich warten."

Beide entfernten sich. Der Schachtschreiber brachte den nun folgenden Vormittag in fast fieberhafter Aufregung zu. Es war offenbar sein Glück, daß er die Verrechnung der Gewerkschaft mit der Stadt schon gestern vorgenommen hatte. Sein Antlitz sah ziemlich verstört und die Ziffern würden zweifelsohne wie eben so viele geschwänzte schwarze Teufelchen auf dem weißen Papiere herumgetanzt haben, in seinen Augen nämlich, was den Bürgermeister Herbert oder dessen Stellvertreter natürlicher Weise einigermaßen stutzen gemacht haben dürfte. Man weiß ferner, daß der Zeiger der Uhr vor dem Eintreten eines gewünschten oder gefürchteten Ereignisses einer riesigen Schnecke aus Metall gleicht, welche bei aller Mühe durchaus nicht von der Stelle kommen will, und so werden es uns die Leser wohl aufs Wort glauben, daß Schachtschreiber Rudenz den Verlauf des heutigen Vormittags kaum zu erleben glaubte, und sich vor Unmuth so heftig in die Lippen biß, daß das helle Blut hervorzuquellen drohte. Der Italiener hat Recht, wenn er peinliche Erwartung in eine Parallele mit einer qualvollen schlaflosen Nacht zu stellen wagt.

Endlich schlug die verhängnißvolle zwölfte Stunde.

Rudenz eilte in die Schenke zurück, die er am frühen Morgen verlassen. Bald darauf entstand Geräusch auf der Straße. Die Rathsherren verließen allmälig das Stadthaus Einer der Letzten war Bürgermeister Herbert. Der Mann sah bleich und angegriffen aus. Er wußte ja, daß er nunmehr einen schweren Gang zu wagen habe, über dessen Zweck und Resultate wir später berichten werden. Eine neue halbe Viertelstunde sehnsüchtigen Harrens von Seite

des Schachtschreibers wollte durchaus kein Ende nehmen. Endlich erschien der Staatsarchivar, ein kleiner geschwätziger Greis, der überall ein Gespräch anknüpfte, und so zum größten Aerger des Schweizers geraume Zeit brauchte, ehe er den Rathhausplatz durchschritt, und sich dann nach einer Nebengasse wendete.

Mittlerweile blieb der Rathhausdiener nicht müßig.

Er eilte sich, wie es der Stadtarchivar scheidend anbefohlen, das Bureau des Letztern sorgfältig zu verschließen. Nur geschah dies von inwendig, auch ward nebstbei ein großer Riegel vorgeschoben. Der Mann mit eisgrauen Haaren unterließ mit einem Worte keine Vorsichtsmaßregel, welche ihn vor einer unliebsamen Ueberraschung sicher stellen konnte. Dann begab er sich an einen alten, hohen Schrank aus Eichenholz, in dem die wichtigeren städtischen Dokumente und Urkunden aufbewahrt zu werden pflegten.

Nun mußte der Nachschlüssel sein Probestück leisten.

Er paßte auch nicht bloß in das Schlüsselloch, er griff auch mächtig in das Schloß ein, und so flog denn auch in der nächsten Sekunde der alte Schrank angelweit auf. Der Rathhausdiener brauchte auch nicht lange zu suchen, da der Stadtarchivar mit Recht als ein Muster der Ordnung und Genauigkeit bekannt war, da der Greis ferner selbst genau um die Eintheilung der Fächer wußte, und so die betreffenden Urkunden trotz seiner altersschwachen Augen mit leichter Mühe zu finden vermochte. Nun aber kam eben in Folge seines geschwächten Sehvermögens der schwierigste Theil der Aufgabe. Es hieß aus einem Faszikel, der die Aufschrift „Baupläne" trug, das rechte Blatt herauszulangen.

Der Rathhausdiener setzte seine Brille auf.

Trotz ihrer Hilfe verlief fast eine Viertelstunde, bis er endlich auf ein Blatt stieß, das mit „Wasserthurm" überschrieben war, und sohin den Grundriß dieses Gebäudes enthielt.

„Gott sei gelobt!" stöhnte der Alte.

Nach diesem frommen Stoßseufzer brachte der eifrige Mann den Faszikel in seine alte Ordnung und Lage, verschloß sorgfältig den Schrank, wie später die Stubenthür, steckte den Nachschlüssel wie den Grundriß des sogenannten Wasserthurmes zu sich und begab sich endlich mit eiligen Schritten nach der bezeichneten Schänke.

Rudenz saß daselbst wie auf Nadeln.

Das verspätete Erscheinen des Rathhausdieners, der in Folge der uns eben bekannt gewordenen Gründe ewig lang auf sich warten ließ, brachte Rudenz auf die peinliche Vermuthung, daß irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß die Ausführung des schlau angelegten Planes vereitelt haben möchte. Endlich aber schlug die Stunde der Erlösung. Man sah den alten Mann hastiger denn gewöhnlich herbeikommen. Der Schachtschreiber eilte ihm nun seinerseits entgegen. Die Uebergabe des heiß ersehnten Grundrisses erfolgte. Der Leser wird wohl dunkel ahnen, was Rudenz im Schilde führen konnte. Wir wissen es genauer, wollen aber nicht vor der Zeit aus der Schule schwätzen. So möge man sich denn mit der wiederholten Andeutung begnügen, daß es nur die Bourgeoisie war, welche Jeremias als unmittelbar verloren betrachtete, und deshalb die Hände rathlos zum Himmel emporstreckte.

Das Volk aber mochte seinen Liebling nicht aufgeben.

Bürgermeister Herbert hatte sich mittlerweile in die Wohnung des fremden Civilgouverneurs begeben. Er traf den tapfern Obersten, welcher bekanntlich der Letzte auf dem Rückzuge aus den Bergen gewesen, in der offenen Vorhalle, aus welcher links eine Flügelthür nach den eigentlichen Gemächern führte. Diese Halle war eine Art Wartesaal für Bittsteller und Ordonnanzen. Auch standen deshalb mehrere Schreibtische, Bänke und Stühle theils an den Wänden, theils rechts im Vordergrunde umher. Um diese Stunde pflegten jedoch nur die Ordonnanzen gegenwärtig zu sein, und auch diese zogen sich bescheiden zurück, als sich der Bürgermeister mit nachstehenden Worten an den Obersten wendete:

„So kann es nicht länger fortgehen, Herr Oberst! Man tritt die Kapitulation, die man uns doch freiwillig im Vorhinein gewährleistete, rein mit Füßen. Die Stimmung der Bevölkerung wird auch mit jedem Tage bedrohlicher, und ich habe bereits selbst im Gemeinderathe so manche Redensarten anhören müssen, also dreist und rauh, als sei die gesammte Spießbürgerschaft dieser Stadt bereit, die rothe Mütze der Jakobinerschaft auf das Haupt zu stülpen."

„Eine deutsche Stadt voll Republikaner! Unmöglich!"

„Wenigstens spielt man sich gegen mich auf den Brutus und zwar mit hohem Unrecht."

„Wie kommen Sie zur Rolle eines Tarquinius?"

„Lassen Sie uns aufrichtig sprechen. Es ist in ihrem Hauptquartier kein Geheimniß mehr, daß die freundliche Aufnahme, welche ihre Truppen in dem Weichbilde dieser Stadt gefunden, das Resultat einer Rathhaussitzung gewesen, in der sich die Mehrzahl des Gemeindeausschusses für feige Devotion aussprach. Ich mußte mich bei dieser brennenden Frage mit schwerem Herzen der Stimmenmehrheit fügen, um — — —"

„Um Bürgermeister zu bleiben! Sie thaten klug. Bajonnette sind bezauberte Ditriche, die festesten Pforten pflegen bei ihrem Klirren aufzuspringen. Der Krieg läßt sich nicht in Glacehandschuhen führen. Man nimmt mit Gewalt, was nicht freiwillig gegeben wird."

„Was aber war der Dank für unsere Willfährigkeit? Erpressungen aller Art! Das muß ein Ende nehmen!"

„Sonst sind sie um ihren Purpur," versetzte der Oberst etwas spöttisch.

„Mein Purpur," versetzte Herbert aufbrausend, „ist hier nur zum Theile im Spiele. Ich habe als Oberhaupt der Stadt bei manchen Gelegenheiten nur mit einem Auge gesehen, weil ich meinen Landsleuten größeres Ungemach ersparen wollte. Im Herzen aber, das sage ich Ihnen unumwunden, blieb ich gut deutsch gesinnt, und meine Geduld geht zur Neige, wenn harmlose Ausdrücke dieser Gesinnung oder patriotische Ergüsse einiger Unbesonnener, wie es hier seit heute Morgen der Fall ist, von dem Standrechte mit Musketenkugeln beantwortet werden."

„Ich achte Sie um ihrer Offenherzigkeit willen. Das liegt so in meinen Charakter. Loyalität ist in meinen Augen

auch im Feindeslande kein Verbrechen, sondern der Stempel eines Ehrenmannes. Die Ansichten sind jedoch sehr verschieden. Hüten Sie sich daher, derlei Aeußerungen vor dem Gouverneur laut werden zu lassen. Es ist kein Freund des freien Wortes, zumal in Stunden wie gegenwärtig, wo der Aerger über unsere Niederlage im Gebirge, wo bleiche Furcht vor einem neuen Kampfe, vielleicht bis auf Messerstiche, wie ein unheimlicher Gast in seinen Herzen nistet. Ihr künftiger Schwiegersohn hatte Mühe, sich selber weiß zu brennen."

„Wollte, man hätte ihn erschossen, weisen doch bereits die Kinder der Stadt mit den Fingern auf den Landesverräther, welcher dem Feind als Wegweiser zu dienen wagte!"

„Um Gotteswillen mäßigen Sie sich in ihrer, ich gestehe, gerechten Entrüstung. Sie haben den Gouverneur noch nie im Zorne gesehen. Man glaubt da einen Ausbruch des Vesuves zu erleben; wohlgemerkt, wenn er meine Bajonnette im Hinterhalt weiß, sonst ist er feig, eine Memme wie fast jedes grausame Herz. Denken Sie an den Vesuv!"

„Auch unsere Stadt liegt an einem Gestade. Auch Süßwasser hat nicht bange vor der Lava."

„Genug der Worte, der Gouverneur naht. Sie sind gewarnt!"

Der Gouverneur trat auch richtig mit Langer aus der Flügelthür. Er bot dem Bürgermeister einen guten Tag, und meinte, derselbe komme wie gerufen. Dieser entgegnete es wäre ihm daher um so unangenehmer, wenn die gerechten Beschwerden, welche er vorzutragen habe, die günstige Gesinnung, womit ihn der Herr Gouverneur zu beehren

scheine, wohl gar in zornige Entrüstung umgestalten sollten. Der fremde Gewalthaber stutzte nicht im Geringsten bei dem Worte Beschwerden, sondern äußerte sich, er könne leicht errathen, aus welcher Tonart dieselben gehen dürften. Der Bürgermeister sei ihm zweifelsohne gram, daß er das Standrecht publiziren ließ, und ein paar vorlaute Schreihälse mit dem Erschießen bedrohte.

„Dazu noch die unvermeidlichen Nachwehen einer feindlichen Invasion," fuhr er fort, „Sie können daher unmöglich rosig gestimmt sein."

„Ich staune," lispelte Herbert vor sich hin.

In diesem Augenblicke trat eine Ordonnanz mit der Meldung ein, man habe einen armen Jungen ergriffen, welcher eben eine Menge Exemplare jenes Aufrufes an alle Menschenfreunde, der heute Morgen an den Straßenecken klebte, in ein zahlreich besuchtes Kaffeehaus zu schleudern wagte. Nach dem heutigen spätern Plakate stand natürlich der Tod auf diesem Wagniß, das selbst Bürgermeister Herbert als einen Akt unverschämten Trotzes bezeichnen mußte. Auch der Oberst schüttelte unwillig den Kopf. Nur Herr von Langer lachte verschmitzt ins Fäustchen. Man wußte nicht recht, freute es ihn, daß man den verwegenen Jungen auf frischer That ertappt habe, oder wußte er mehr von der Geschichte, deren Garn so eben abgewunden werden sollte.

Zu seiner Ehrenrettung müssen wir dem Leser insgeheim anvertrauen, daß die letztere Vermuthung als die Richtige bezeichnet werden müsse. Der ganze Handel war rein abgekartet und hatte große Aehnlichkeit mit einer stür-

mischen Theaterszene, nach deren Schluß Tyrann und Schlachtopfer Arm in Arm in aller Freundschaft nach dem nächsten Gasthofe wandern und allerdings Hälse brechen, aber nur jene, welche sich an den dunkelgrünen Flaschen befinden, darin man den köstlichen Schaumwein von den französischen Kreidehügeln aufzubewahren pflegt. Es drehte sich um einen Staatsstreich im Kleinen. Der Gouverneur, welcher den Bürgermeister um jeden Preis zu einem gewissen Schritte bewegen wollte, gedachte denselben vorher durch eine glänzende Handlung erstaunlicher Großmuth und Milde an die Fahne zu fesseln, welche über den Häuptern der Truppen seines Monarchen wehte. Sämmtliche in das Kaffeehaus geschleuderte Exemplare waren solche, welche man den Vormittag über an verschiedenen Orten in Beschlag genommen; die Rolle des Zeitungsjungen spielte ein gedungener junger Landstreicher aus der Umgebung, der um ein paar Silberlinge zu jedem schlechten Streiche zu bereden war. Die Komödie wurde trefflich gespielt. Niemand ahnte den wahren Sachverhalt.

„Bringt den Jungen herein!" befahl der Gouverneur.

Es geschah.

„Wer hat Dir jene Exemplare übergeben?" frug der Gewaltinhaber.

„Ein Mann, den ich nicht kannte."

„Verstehst Du zu lesen?"

„Ich bin nie in die Schule gegangen."

„Da hast Du ein paar Silberlinge. Du magst sie zur Entschädigung für den gehabten Schrecken vernaschen. Laßt

den armen Teufel laufen. Man muß billig sein. Der Junge ist offenbar mißbraucht worden."

Der Landstreicher entfernte sich jubelnd.

„Ich staune," wiederholte der Bürgermeister.

„Wird noch ärger kommen," murmelte Langer.

„Ich ahne schon wo es hinaus will," flüsterte der Oberst.

„Sie staunen?" frug der Gouverneur, der Herberts leise Worte vernommen, „doch weßhalb? Etwa daß ich Ihre Beschwerden früher summarisch ausgesprochen? Das soll und kann Alles ganz anders werden. Es hängt nur von Ihnen ab, die feindliche Invasion mit allen ihren Nachwehen Lügen zu strafen. Erhielt ich doch vor ein paar Stunden eine Depesche voll goldener Berge für die Zukunft dieser Stadt."

„Darf man um den Inhalt dieser Depesche fragen," rief der Bürgermeister überrascht.

Dabei warf er dem Obersten einen Blick zu, der wohl ausdrücken sollte, sein Vesuv scheine ein sehr manierlicher Vulkan zu sein. Dieser aber zog ein überaus schlaues Gesicht, das fast zu sagen schien, im Neapel herrsche der Glaube, daß die Blumen am Fuße des Kraters am Vorabend eines Ausbruches am lieblichsten zu duften pflegen.

„Um es kurz zu machen," platzte jetzt der Gouverneur heraus, „mein erhabener Souverain, den Gott erhalten möge, gedenkt diese Stadt seinem mächtigen Reiche einzuverleiben. Schwören Sie ihm den Eid der Treue, und alle Schrecken des Krieges sind für immer aus diesem Weichbilde verschwunden."

„Habe ich recht vernommen," frug Herbert fassungslos, „den Unterthaneneid?"

„So ist es. Ihr Beispiel vermag viel, vielleicht Alles. So wenig ich auch von dem deutschen Spießbürgerthume verstehe so viel ist klar, Aehnlichkeit hat und behält es mit einer Heerde Lämmer. Nur den Stock eine kleine Weile vorgehalten, wo der Leithammel sprang, da hüpft die ganze wollige Sippschaft nach."

„Ich ein Leithammel," murmelte der Bürgermeister, „wollige Sippschaft?"

„Es donnert bereits hoch oben am Krater," meinte der Oberst.

„Sprechen sie mein theurer, künftiger Schwiegervater! Als kluger Mann — — —"

„Sparen Sie ihre Ueberredungskünste, Herr von Langer! Der Herr Bürgermeister hat Einsicht genug, um zu begreifen, daß wir das Gewicht seines Unterthaneneides vollgiltig aufzuwiegen gedenken. Was sagen Sie zu der Dekoration an meiner Staatsuniform? Sie würde auch an einem schwarzen Frak hübsch lassen."

„Bestechung? Eine Dekoration!"

„Dachte ich es doch," meinte Langer im Stillen, „der Köder wird wirken, und wirkt er nicht, um desto besser. Ein künftiger Schwiegervater, der gehenkt werden soll, hat wenig Zeit, den vorgelegten Ehekontrakt seiner Tochter richtig zu überlegen. Es war sehr klug, daß ich dem Gouverneur diesen Rath gegeben."

„Die freudige Ueberraschung macht Sie verstummen?" Also frug der Gouverneur.

„Nun kommt es zum Ausbruche," murmelte der Oberst.

„Ich will noch immer hoffen," entgegnete Herbert, „und zwar zu Ihrer Ehre, Herr Gouverneur, daß Alles, was ich eben anhören mußte, ein tragikomischer Scherz gewesen, eine harmlose Maskenfreiheit, wie sie bei uns im deutschen Lande freilich nur zur Faschingszeit üblich ist."

„Sind Sie verrückt? Ernst, voller Ernst!"

„Ernst, voller Ernst? Nun, meine Antwort wird Ihnen gewiß auch nicht spaßhaft vorkommen! Ich habe ihre Landsleute immer für schlechte Geographen gehalten und finde es daher natürlich, daß sie sich spottschlecht auf fremde, namentlich auf deutsche Nationalität verstehen. Auch Sie wissen wenig von dem deutschen Volke. Es ist geduldig und fügsam, und das prahlerische Ausland hat es daher schon oft mit dem demüthigen Hunde verglichen, der einen Fußtritt von einem geliebten Herrn als eine Art Auszeichnung hinnimmt. Es mag ein großes Körnlein Wahrheit in diesen abgedroschenen Worten liegen, aber wenn denn schon — in Ihren Augen — der Deutsche dem demüthigen Hunde gleicht, dann vergessen Sie auch nicht, daß er auch die schönen Eigenschaften dieses Hausthieres besitzt, als Treue bis zum Tode, warme Anhänglichkeit, tapferes Naturell. Wenn der deutsche Köter einmal anbeißt, diese Wunde heilt kein Arzt der Welt mehr auf die Dauer zusammen!"

„Sie wagen doch nicht mir zu drohen?"

„Es geschah schon oft, daß die Wahrheit einer Drohung glich, dieß wird vielleicht auch hier der Fall sein. Wie dem sei, bleiben wir bei der Streitfrage. Ich soll

Ihrem Souverain den Eid der Treue leisten? Was würden Sie sagen, Herr Gouverneur, wenn Sie an meiner Stelle stünden, und ich hätte den Uebermuth, ihrer Ehre ein ähnliches Brandmal aufdrücken zu wollen? Sie würden mir zum mindesten verächtlich den Rücken kehren. Wir Deutsche gehen noch weiter. Wir wollen das Pergament, darauf sie unsere Schande zu verzeichnen gedenken, in tausend Stücke zerreißen und dann als Pflaster für die Kugeln unserer Schützen benützen."

„Zum Henker mit Ihrem Deutschthum! Es bedarf nur eines Winkes meines Monarchen um die gesammte Länderkarte, darauf das Wort Deutschland geschrieben, zu Charpie zerrupfen zu lassen."

„Charpie," entgegnete der Bürgermeister, sich mehr und mehr erhitzend, „ist freilich keine Leinwand, doch gesetzt auch, Deutschland erlahmte verderbend im Kampfe, was würde daran liegen? Mein Bruder schrieb einmal, und das ist auch das Einzige, was ich von seinem Firlefanz auswendig gelernt habe, wie folgt: So lange noch ein Felsblock auf dem Harze zu schauen, gibt es noch einen Zeugen deutscher Herrlichkeit. Jede Klippe, jede Strombiegung in der Donau wie im Rhein berichtet den neu kommenden Wellen von den Thaten und Stunden, von den Sitten und Gebräuchen deutscher Kriegerschaft. Jeder Rebenhügel ist ein grünes Blatt deutscher Geschichte, und aus seinem feurigen Weine trinken die spätesten Enkel die noch feurigere Erinnerung an die Heldenzeit ihrer Vorfahren. Jedes Volkslied ist ein Echo der glorreichen Vergangenheit. Ja, der alte Harz müßte zu Schutt einstürzen, die Donau wie der

Rhein versiegen, jeder Rebenstock verdorren und jede Volksweise ersticken, ehe der Deutsche seiner Nationalität verlustig gehen, ehe er vergessen könnte jener prachtvollen Tage unter dem erlauchten Haus Hohenstaufen und Habsburg. Hoch der alte kaiserliche Rothbart! Hoch der junge ritterliche Max!"

Man sieht, sie tauchte riesig empor, die versunkene Kyffhäuserburg mit dem erwachenden Kaiser Barbarossa in der Brust des stolzen Bürgermeisters, jene Burg, um die er selbst nicht wußte, von der Bruder Jeremias keine Sterbenssylbe ahnte.

Der Gouverneur zitterte vor Zorn.

„Teufel," sprach der Oberst halblaut, „auf den deutschen Bergen donnert es noch grimmiger als auf dem alten Vesuv!"

„Gottlob," flüsterte Langer, „der Narr verfängt sich in der Schlinge!"

„Das Maß ist voll," rief der Gouverneur wüthend, „dieß wagt man mir zu bieten?! Wache herbei!"

Die Wache trat ein.

„Schlagt diesen deutschen Hund in Ketten," fuhr der aufgebrachte Gewalthaber fort, „er soll mir Morgen an Bord desselben Dampfers hängen, wie sein unverschämter Bruder!"

„Heißt jenes Dampfboot wohl gar „Bellerophon?" Mein Stiefbruder war im Recht."

„Genug der Worte! Fort mit ihm; Die Schelme sollen wissen, wer Herr in dieser Stadt. Wie Kehricht will ich Euer Deutschthum in die Fluthen fegen, wer muckt,

der hängt, und Euer Aas werfe ich als Futter für räudige Hunde hin!"

Der Gouverneur eilte außer sich in die innern Gemächer.

„Ich hatte Sie gewarnt," sprach der Oberst.

„Wie konnten Sie den Löwen in seiner Höhle reizen," meinte näher tretend Langer.

„Hinweg von mir, Verräther," zürnte Herbert, „Aussätzigen mag ich nicht die Hände reichen und keine Kußhand habe ich für die Pest!"

Der Bürgermeister wird abgeführt.

Neuntes Kapitel.

Mene thekel upharsin!

Langer befand sich in einer sehr verdrießlichen Stimmung.

Der Gouverneur ließ ihn nicht vor, als er sich gleich nach der Verhaftung Herberts nach den innern Gemächern des fremden Gewalthabers begeben wollte. Letzterer hieß ihn vielmehr zu einer späten Nachmittagsstunde erscheinen, wo er die paar Geschäfte, die er noch mit ihm zu besprechen habe, abmachen wolle. Sein Stern war also auch hier offenbar im Sinken.

Noch schwärzer stand er bei dem Bürgermeister angeschrieben. Es galt also sich wenigstens die Neigung Aphanasiens zu erhalten, welche ja nach der Hinrichtung ihres Vaters frei über ihre Hand verfügen konnte. Das Fräu-

kein durfte also um keinen Preis genaue Kunde von der schiefen Stellung erlangen, welche er bei der Verhaftung Herberts eingenommen. Man müßte daher sämmtliche Salons zu bearbeiten wissen welche Aphanasia zu besuchen pflegte. Dort konnte ein einziges ungünstiges Wort die Waage der Gunst zu seinem Schaden im Gleichgewichte stören, ja wohl gar die Schaale früherer Zärtlichkeit in alle Lüfte fliegen machen. In den Salons war Langer übrigens ein gern gesehener Gast, theils als Mann der Mode, wie als Vertreter der Presse. In letzterer Beziehung hatte er sein Blatt durch die Erzählung von Salon-Begebenheiten, durch die Schilderung schöner Toiletten sehr anziehend zu gestalten gewußt. Seine Artikel waren, um mit einem geistreichen Silhouettenfertiger zu sprechen, frisirt, pomadirt, parfümirt, chaussirt, gentirt, dekolletirt, confektirt. Er schrieb wie ein großes Genie von der Akademie des Boudoirs.

Salon und Presse?!

Es stammt noch aus dem Vormärz her, daß man in Paris zur „lebendigen Reklame" griff, kurz, daß man ein anmuthiges weibliches Wesen, in eine Robe von schwarzen Atlas oder perlgrauen Taffeton gefüllt, zum Herold der Presse wie Lobengel der Druckerschwärze spielte. Den Journalen glaubt man keine Sterbenssilbe mehr. Die Kritik kam längst um ihren Purpur. Das geflügelte Wort muß den todten Buchstaben ersetzen.

Salon und Presse?!

Wunderbare Nachbarschaft! Und doch sind es im Geiste wahre Blutsverwandte. Die Presse ist der alte ge-

lehrte hochangesehene Oheim, dessen Stimme im Rathe, in der Diplomatie wie in der Legislative den Ausschlag gibt; der Salon aber erscheint als seine schwatzhafte bildschöne Nichte, welche alle Opponenten im Vorhinein durch verliebte beredsame Blicke zu einem milden Urtheil bewegt und die reizenden Sabinerinnen vertritt, welche sich einst Frieden stiftend zwischen die zürnenden Väter und trutzenden Römer warfen. So mancher parlamentarische Sieg ward schon ein paar Abende früher in dem Salon irgend einer Madame Roland im Voraus verbrieft und besiegelt.

Dies gilt auch in der Literatur.

Ein Buch, das einmal sein Glück im Salon gemacht, gelangt auch gewiß zur großen Tour durch alle Lande der alten und neuen Welt. Der Dichter wird jetzt nicht mehr auf dem Forum gekrönt, zum Weltruhme genügt jetzt eine frischgepflückte Rose, die uns für einen Band Liebesgedichte aus einem Boudoir zugeworfen. Selbst der Journalist, der nicht als Habitué eleganter Salons gilt, ist nur ein Stiefkind der Presse. Ein Feuilleton, das nicht am Theetische gelesen und gepriesen wird, bliebe am Besten ungeschrieben.

Und ist dieß der einzige Thermometer seines Kunstwerthes?

Das wohl allerdings nicht, aber es begrenzt seine Wirksamkeit. Deshalb steht auch der Journalist in Landen, die sich eines öffentlichen Lebens erfreuen, in weit höherem Ansehen, als bei uns im heiligen römischen Reiche. Betrachtet nur einmal unsere Tintengenossen französischer und und englischer Zunge. Dort schießt das Talent auf jeg-

lichem Gebiete des Parnasses weit schneller in die Blüthe. Besagtes Talent gleicht einer Dollarnote von hohem Nennwerthe, die natürlich schwer an den Mann zu bringen wäre. Die Salons vertreten jedoch die Wechselstuben, wo diese Note augenblicklich in gangbare klingende Scheidemünze umgesetzt wird, auf daß letztere im ganzen Lande umlaufe. Dieß ist jedoch nicht der einzige Vortheil, welcher dem westmächtlichen Poeten, Schriftsteller oder Journalisten aus seinem Verweilen in der schönen Welt oder im high Life erwächst. Der feine Ton, das gewisse anmuthige Savoir faire wird ihm daselbst allmälig zur zweiten Natur. Dies spiegelt sich dann auch später in seinen Werken ab.

Salon und Presse ergänzen sich gegenseitig.

Leider sehen wir jedoch im deutschen Lande die meisten Vertreter der Poesie und Kunst das Aschenbrödel spielen, ja sich mitunter auch sehr gewaltig in dieser Rolle gefallen. Die bitteren Nachwehen bleiben nicht aus, zumal besagte „Cenerentola" gewöhnlich in plumper Beschuhung steckt, und daher jenen kleinen schmucken Pantoffel gar nicht verlieren kann, mit dem sie im Märchen ihr Glück zu machen wußte.

Langer war als Journalist keine Cenerentola.

In den Salons hielt man daher noch immer zu ihm, als ihn die Bourgeoisie wie das Volk längst zu den Todten geworfen hatte. An einem einzigen Theetische herrschte eine schlimme Stimmung und stand derselbe im Gemache der Frau Warner. Es war also die höchste Zeit, diesen geistreichen Blaustrumpf einigermaßen zu beschwichtigen, ja diese würdige Dame vor Allem glauben zu machen,

daß er Herbert treu zur Seite gestanden und deshalb in Ungnade gefallen sei. Langer eilte daher spornstreichs nach der Wohnstätte Friederikens, vernahm aber daselbst zu seinem größten Leidwesen, daß dieselbe bei einer Freundin zu Tische geladen war, und daher vielleicht erst gegen Abend nach Hause kehren dürfte. Man kann sich daher leicht denken, daß der Landesverräther bei seinem Mittagsbrode eben nicht die heitersten Gedanken hegte. Bei dieser Aufregung litt es ihn daher weder am Schreibtische, noch am Lesepulte. Es ward ihm in seiner Behausung unheimlich zu Muthe. Wohin sollte er sich aber begeben? Der Klubb seiner wenigen Gesinnungsgenossen war so gut wie die übrigen Lesegesellschaften in der Reichsstadt geschlossen worden. In den Kaffeehäusern erlaubte sich die Pfahlbürgerschaft unliebsame Anspielungen, auf der Promenade drohten die Sarkasmen des armen Mannes.

Wohin sich wenden?

Zum Glücke fiel ihm bei, daß der Kunstsalon kürzlich wieder eröffnet worden. Die permanente Kunstausstellung in der Reichsstadt wurde nämlich bei dem Einrücken der fremdländischen Truppen zwar geschlossen, es geschah jedoch gerade am Vorabend des Tages, da der Wechsel mit neuen Bildern vor sich gehen sollte. Der Zufall fügte es ferner, daß vor wenigen Tagen eine feindliche hochgestellte militärische Persönlichkeit auf der Durchreise nach dem Hauptquartier den Wunsch äußerte, den Kunstsalon zu besichtigen, weßhalb denn auch der erwähnte Wechsel vorgenommen, und die Flügelthür auf's Neue erschlossen wurde. Langer hatte bisher nicht Zeit gehabt, einen Be-

richt über die neue Ausstellung in seinem Blatte zu liefern, da er ja kürzlich, wie wir wissen, die Feder des Journalisten in der Stadt mit dem Stabe des Wegweisers in den Bergen vertauscht hatte.

Er eilte daher nach dem betreffenden Gebäude.

Es fällt dem Schreiber dieser Zeilen nicht bei, dem geneigten Leser einen gedruckten Wegweiser durch jene Kunstausstellung zu seinem größten Leidwesen in die Hand zu spielen. Wir überlassen dieß mühselige Handwerk selbst in unserm eigenen journalistischen Leben bestellten Zeitungsschreibern, die als echte „Penny-a-liners" jeden Monat eine gewisse Menge verbrauchter Oelfarbe verschlucken, und dafür so und so viel Ellen Feuilleton aus dem Munde ziehen müssen. Was frommt es auch, das alte Klagelied über den Verfall der Kunst auf's Neue anstimmen, was nützte es zu wiederholen, Hunger sei dermalen das einzige Historische bei der Historienmalerei!! Oder würde sich die Unzahl geschmackloser Genrebilder vermindern, wenn man sie mit dem Golems der jüdischen Sage, mit diesen Scheinlebenden vergliche, welche todt zu Boden stürzen, sobald man das Zauberwort „Poesie" ausspricht? Wir glauben es nun und nimmer.

Uns treibt ein anderer Geist der Verneinung.

Es handelt sich um die Zulässigkeit permanenter Kunstausstellungen, vom Standpunkte des Gedeihens der Malerei selbst aus betrachtet. Man könnte leider dicke Bände darüber sprechen, ohne die Ketzer im Gottesglauben an das Schöne zu überzeugen, zu bekehren. Für die Maler der Gegenwart sind permanente Kunstausstellungen

freilich von hohem Werthe. Man bringt so seine Bilder leichter an den Mann und mehr will ja die Mehrzahl unserer Kunstjünger nicht, wie tausend traurige Beispiele lehren. Ein fortwährend offen stehender Kunstsalon ist nichts weiter als eine glänzende Illustration des Wortes nur der Lebende habe recht.

Doch auch die Todten wollen leben!

Und sie *sollen* leben! Das heißt, ihre Meisterwerke müssen fort und fort in das Fleisch und Blut der Nachwelt übergehen. Das ist der einzige Weg, der zu dem echten Kultus des Schönen führt. Permanente Kunstausstellungen sind aber auf diesem Pfade eher ein Hemmschuh als eine Lokomotive. Unser Nachwuchs wird durch diese gemalten Ammen so zu sagen „bei neuen Bildern" auferzogen. Die Nachwehen bleiben auch hier nicht aus. Das junge Volk gewöhnt sich, frisches Kolorit, prächtige Farben als die Hauptsache anzusehen. Es ist daher auch schon bei der Versteigerung trefflicher älterer Gemälde vorgekommen, daß die Aeußerung laut wurde, was sollte man hier alte Bilder kaufen, da man sich doch im Kunstsalon „eben fertig gewordene" anschaffen könne, als ob es sich auf dem Gebiete der Kunst wie in einer Restauration um frisch gebratenes Geflügel handle. Bilder sind keine Rebhühner, die im Er kalten zähe und weniger wohlschmeckend werden.

Es gibt auch noch einen zweiten, weit ärgern Uebelstand.

Er trägt ein Gewand von Pfauenfedern. Eitelkeit hat nämlich bei den Ankäufen in dem Kunstsalon verstohlen oder offen die Hand im Spiele. Unter zehn Fällen

wenigstens neun ein halb Mal! Der Zettel, der da an der Goldrahme klebt und besagt Herr N. N. oder Dame N. N. habe dies Bild um so viele Hunderte von Gulden klingender Münze angekauft, dieser Zettel allein ist es, der wie die bezauberte Springwurzel oder wie ein wunderthätiger Dietrich selbst derlei Börsen und Kassen zu öffnen weiß, welche sonst unter dem doppelten Riegel und Schloß der Knauserei, wie des Mangels an Sinn für das Schöne lagen, und der Kunst dann und wann höchstens ein Almosen, nie aber einen erklecklichen Ehrensold von ihrem Mammon zukommen ließen.

Man will sich auf die Mediceer spielen.

Diese Zettel sind gleichsam vor den Spiegel gesteckte Visitekarten, auf denen der Eigenthümer seinen Namen noch das stolze Epitheton „Mäcen" beisetzt. Ein Bild, das in einem Kunstsalon farbenprächtig in die Augen fällt, und zu hohem Preise angeschlagen worden, findet daher am leichtesten seinen Käufer. Auf diese Weise aber schwindet diese Vorliebe für die wahren ewigen Denksteine im Gebiete der Malerei, und die neuesten Gemäldegalerien verhalten sich zu frühern derartigen Sammlungen wie die Romane des fruchtbaren Franzosen Alexander Dumas zu den gesammelten Werken eines Aeschylos, Shakespeare oder Goethe.

Die kleinen Lebendigen leben, die großen Todten sterben.

Mit den Letzten stirbt aber auch das Ewige in der Kunst. Letztere geht dann einzig nach Brod. Die Muse, welche einst als himmlische Göttin galt, wird zur Gattin des

Stieres, die uns mit Butter versorgt, und den stabilen Käufern neuesten gemalten Schundes kann man da nur mit Heinrich Heine zurufen:

O König Wiswamitra
O welch ein Ochs bist Du,
Daß Du so viel kämpfest und büßest,
Und Alles für eine Kuh!"

Folgen wir jedoch Langer auf seiner Kunstwanderung. Der Landesverräther schritt sinnend durch die sonnenlichten Säle, Keines der vielen farbenprächtigen Gemälde vermochte seine Aufmerksamkeit längere Zeit zu fesseln; plötzlich aber blieb er wie angezaubert vor einem größeren Bilde stehen. Es war ihm bei seinem Anblicke, als ob ein elektrischer Schlag sein gesammtes Nervengeflecht erzittern mache. Gleichzeitig lief ein leises Fröfteln durch alle seine Glieder, und auf seinem Antlitze wechselte, ohne das er sich selbst Rechenschaft zu geben wußte, warum, die Röthe des Zornes mit der Geisterbläße des Entsetzens. Stand er vielleicht vor seinem eigenen Konterfei, vor dem Portrait des Judas Ischariot? Er hatte ja auch wie der jüdische Rothkopf den Messias der Liebe zum Vaterlande, zwar nicht um dreißig Silberlinge, aber wahrlich um keinen viel schönern Sold verkauft und verrathen.

Was gab es also zu schauen?

War es vielleicht das Bildniß des Grafen Juline, welcher die Mauren nach den Rebenhügeln des Xereswei-nes führte? Sah man die Wälle von Mantua und den frommen Sandwirth, auf den sich französische Musketen-läufe richteten, während hinten sein Angeber die Goldstücke

des Blutpreises zählte? Oder stammte das Gemälde aus der alten Geschichte und zeigte es den Felsenpfad, auf dem ein schurkischer Grieche die Scharen der persischen Satrapen seinen eigenen Landsleuten in den Rücken gelangen machte? Laß die Profanhistoriker, neugieriger Leser, es heißt das alte Testament durchblättern.

Die Handlung spielt im Prunksaale Belsazars.

Man sieht eine lange glänzende Tafel, auf der Goldgeschirre prangen, welche Becher weist, mit Edelgestein verziert, Becher, darin die edelsten Weine der Welt funkeln, Geschniegelte Höflinge und lüstern blickende Scharlachdamen bilden eine anmuthige Runde, hundert Rosen duften an halbentblößten üppigen Brüsten der Letztern, ihre Haare träufen von wohlriechendem Oele, Guirlanden schlingen sich an den Wänden empor und oben auf dem goldenen Throne sitzt in Purpurgewanden, den Kronenreif in die Locken gedrückt, der Gesalbte des Herrn, der Gebieter eines weiten Reiches.

Plötzlich erscheint eine riesige Hand an der Wand.

Diese Hand schreibt und schreibt sonder Ende und es sind doch nur drei Worte, die da zu lesen wären, nur daß niemand, nicht Höfling noch Scharlachdame, nicht König noch Sterndeuter die unbekannten Charaktere zu enträthseln weiß, in denen sie niedergeschrieben werden.

Da beruft man einen jüdischen Seher.

Der Hebräer grüßt demüthig und blickt sinnend nach den seltsamen Charakteren.

Endlich wendete er sein Antlitz langsam dem Throne zu.

„Mene thekel upharsin!"

Also spricht er, weiter nichts.

„Gezählt, gewogen und zu leicht befunden!"

So lautet seine Uebertragung.

„Es sind nur drei Worte, aber es muß ein zauberhafter Bann in ihrer Bedeutung liegen, denn Entsetzen liegt auf dem kreideweißen Antlitze der Schranzen, die Blumen am Busen der Priesterinnen der Unkeuschheit zittern zu Boden, der Sterndeuter sinkt betend in die Knie, und König Belsazar sitzt zwar noch immer auf dem Throne, aber durch seine Glieder geht sichtbar jener spukhafte Schauer, der eine schuldige Seele zu beschleichen pflegt am Vorabend des göttlichen Gerichtes.

Langer war wie vernichtet.

Er konnte nicht loskommen von diesem Bilde, namentlich von dem Antlitze des Königs, dessen Auge ihn wie mit einem zauberhaften Gespinnste zu umgarnen schien. Zwar eilte er später in den nächsten Saal, aber ein Stimmchen, leise, wie das Picken einer Uhr raunte ihm unaufhörlich in die Ohren:

„Gezählt, gewogen und zu leicht befunden!"

Und je weiter er schritt, desto lauter und vernehmlicher hallte ihm das warnende Picken nach, seine Schallschwingungen wurden von immer längerer Dauer, bald klang es so laut wie die Armensünderglocke; es lag eine zermalmende Strenge in jedem Klange, welcher einem richterlichen Schuldig gleichkam, und wer so wie wir in dem Antlitze des schuldbewußten Mannes zu lesen vermochte, der gewahrte, wie er sich im Geiste krümmte, und ängstlich dem

bedrohlichen Warner, dem unsichtbaren getreuen Ekart lauschte, als fürchte er, derselbe wollte etwas Schlimmes ausschwatzen.

Langer meinte daher auf der Folter zu liegen.

Er war ein Freigeist und glaubte daher an keine Ahnung; er höhnte sich leise selbst aus, aber seine Ruhe, er konnte sie nicht wiederfinden. Der Landesverräther jauchzte deshalb laut auf, als der Zeiger seiner Uhr endlich die Stunde wies, in der er sich zu dem Gouverneur verfügen sollte. In der frischen Luft, unter Gottes heiterm Sonnenschein schwand auch der böse Bann, der so lange auf seiner Seele gelastet; die Stimme des Warnens verstummte, und der gewitzigte, kaltblütige Weltmann belächelte nunmehr frei von allem spuckhaften Schauer die frühere Rolle als kleinmüthiger Geisterseher, der von leeren Schattengebilden der Zukunft erzittern mochte.

Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Langer traf den Gouverneur in Gesellschaft des Obersten in der uns bereits bekannten Vorhalle. Beide empfingen ihn kalt, ja beinahe unfreundlich. Auch sputete sich der Erstere auffallend mit ein paar Geschäften zu Ende zu kommen, die er mit seinem ehemaligen so begünstigten Souffleur zu besprechen hatte. Langer wagte endlich auf den Strauch zu schlagen.

„Ich hoffe," sprach er, „Herr Gouverneur, Sie werden einem treuen Diener ihres erlauchten Monarchen keineswegs die Narrheit seines künftigen Schwiegervaters entgelten lassen?"

„Ich habe eben nicht Ursache, mit Ihnen sonderlich zufrieden zu sein.“

„Als Wegweiser haben Sie wenigstens,“ meinte der Oberst, „weder Umsicht noch Herzhaftigkeit zu unsern Gunsten an den Tag gelegt.“

„Ich sagte ja schon einmal, daß die Plünderung —“

„Von diesem Vorwurf,“ fiel der Gouverneur ein, „hat sich Herr von Langer in der That bereits weiß gewaschen. Wie aber steht es mit der vormittägigen Szene? Sie mußten wissen, wie weit man sich mit dem Tollkopf einlassen könne. Ich meine jenen albernen Bürgermeister. Und doch waren es nur ihre Rathschläge, die mich bewogen mit dem Beschlusse meines Monarchen zu voreilig herauszurücken. Es ist daher einzig und allein ihre Schuld, daß mir die Bürgerschaft dieser Stadt noch vor dem Ablauf des Spieles in die Karten sah.“

„Wie konnte ich ahnen — —“

„Keine Entschuldigung! Meine Zeit ist kostbar. Seien Sie in Zukunft vorsichtiger. Auf der hiesigen Werfte ist ja noch viel Vorroth an Hanf!“

Eine hübsche Warnung!“

Der Gouverneur entfernte sich.

„Wir bezahlen den Verrath,“ sprach der Oberst, ihm folgend, „verachten aber den Verräther!“

Langer verzog höhnisch die Lippen.

„Geht hin, ihr übermüthigen ausländischen Hunde! Ein Narr, der auf euern Dank rechnet. Schafft mir nur den Bürgermeister vom Leibe, das ist Alles, was ich noch von euch zu erbitten habe. In den Armen seiner holden Tochter

hoffe ich dann auf einer sichern Stelle der Erde die Wiederkehr des Friedens abzuwarten. Es heißt einzig den Verdacht Aphanasias beseitigen. Sie ist übrigens zu lebensfroh und gefallsüchtig, auch zu tugendhaft, um in mir den Mephisto zu wittern."

Also lautete Langers Gedankengang.

Er wurde in seinem Brüten durch leise Schritte gestört, die hastig näher klangen.

Frau Warner trat in die Vorhalle.

Die Dame Sittenpredigerin, wie er sie zu benennen pflegte, kam den Landesverräther wie gerufen.

„Ein Wort, Herr von Langer," sprach sie, „wenn ich bitten darf!"

„Tausend Worte, wenn es gefällig ist! Haben Sie vielleicht Nachricht von Fräulein Aphanasia?"

„Es geschah nicht um Aphanasien's willen, daß ich Sie aufsuchte."

„Was verschafft mir also die Ehre dieses angenehmen Zwiegespräches?"

„Ihre Kaltblütigkeit ist empörend. Sie wissen zweifelsohne, daß auch mein Bruder Herbert verhaftet worden sein soll. Leider war ich bei einer Freundin zur Tafel geladen, und hörte erst kürzlich von der furchtbaren Begebenheit."

„Wollte Gott, ich wäre nicht Augenzeuge der entsetzlichen Szene gewesen. Sie kennen ja unsern trefflichen, aber leicht erregbaren Herrn Bürgermeister. Der heißblütige Mann wollte sich durchaus nicht beschwichtigen lassen."

„Es droht ihm doch keine ernstliche Gefahr."

„Ach, daß ich nicht Nein sagen kann! Er dürfte Morgen das Loos des armen Jeremias theilen. Wie beklage ich Beide!“

„Ewiger Himmel! Um desto dringender thut es Noth, daß ich die beiden Eisenköpfe spreche.“

„Wie wollen Sie dies ermöglichen?“

„Dazu sollen eben Sie mir behüflich sein.“

„Dann haben Sie leider die rechte Schmiede verfehlt.“

„Wie, Sie weigern sich? Bei ihrem Einfluß ist es ja nur ein Kinderspiel, mir die Erlaubniß zu einer Unterredung zu erwirken.“

„Sie irren sich gewaltig. Ich bin nichts weiter, als ein in Ungnade gefallener Mann.“

„Sprechen Sie auch die Wahrheit?“

„Die Wärme, mit der ich Herbert vertheidigte, hat mir das Mißfallen sämmtlicher fremdländischer Gewalthaber zugezogen.“

„Unmöglich?!“

„Undank ist der Welt Lohn. Man hat sich sogar herabgelassen, auch mir mit dem Strange zu drohen.“

„Sie halten es also für unmöglich, mir die erwünschte Erlaubniß zu erwirken?“

„Mein Fürwort würde Ihnen nur schaden.“

„Dann bitte ich um Vergebung, daß ich Sie belästiget habe.“

„Belästigt? Beglückt haben Sie mich durch Ihr Vertrauen! Leider aber muß ich mit blutendem Herzen bekennen, daß ich Ihnen nicht zu dienen vermag.“

„Sie sind sehr unglücklich," bemerkte Friederike mit einiger Ironie.

„Sie waren mir nie sonderlich grün, deshalb will ich diese ironischen Worte nicht gehört haben. Vielleicht kommt aber dennoch in Bälde eine Zeit, wo Sie dem armen Langer mit Thränen in den Augen reuige Abbitte leisten werden."

Er entfernte sich nach dieser salbungsreichen Tirade scheinbar aus übergroßer Rührung, dachte sich aber im Stillen, die Alte führe wichtigere Dinge im Schilde, als einen larmoyanten Abschied. Er beschloß daher in der Nähe zu verbleiben und Frau Warner ungesehen zu beobachten. Friederike durchschaute zum Theile den Heuchler und dankte Gott im Stillen, daß sie sich von ihrer Verzweiflung nicht hinreißen ließ, unbesonnen aus der Schule zu schwatzen. Was sollte sie aber nun beginnen? Ihre letzte Hoffnung beruhte auf einer Vermittlung des feindlichen Obersten. Man schilderte ihn allgemein als einen Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke schlage. Sie hatte deshalb Nettchen aus Vorsicht nach seiner Wohnung geschickt, während Sie selbst nach dem Sitze des Gouvernementes eilte, wo er am häufigsten zu treffen war. Die Zofe kam auch bald nach dem eben erzählten Zwiegespräch der Frau Warner mit Langer in Hast herbeigelaufen.

„Hast Du den Oberst getroffen?"

„Leider nein! Es heißt, er sei ausgeritten, um die Thorwachen zu besichtigen, und werde sich erst dann zu dem Herrn Gouverneur begeben. Ich ließ jedoch in seiner Wohnung die Nachricht zurück, daß ihm Euer Gnaden

dringende wichtige Dinge mitzutheilen hätten. Bei seiner bekannten Galanterie dürfte er Ihnen, gnädige Frau, wohl selbst seine Aufwartung machen."

„Ich muß die Meinigen um jeden Preis sprechen. Es handelt sich um den Aufschub von ein paar Stunden."

„Was dann?"

„Thörichte Frage! Doch wie sollte die Kleine auch wissen, welche Gefahren das tapferste Heer im Feindeslande umringen."

Friederike hatte Recht

Jeder Bauer, meint ein geistreicher Schriftsteller, jeder Pfahl auf feindlichem Boden dient da als Telegraph. Der Dandy, an dessen Zigarre ein Landmann an den Schranken der Stadt seine Pfeife anzündet; der Heuschober, der später eben diese Tabakspfeife in Brand zu stecken hilft; der Bauernknecht, der bei der auflodernden Flamme auf ungesatteltem Pferde in das Weite jagt; der Schiffer, dem er im Vorüberreiten ein paar Worte zuruft; der Nachen, der nunmehr nach dem jenseitigen Ufer steuert, sie alle sind nur Glieder einer und derselben elektrischen Kette, die alle Herzen im Vaterlande magisch durchzieht, sie sind nur Stücke eines und desselben Telegraphen, der Kundschaft geheimnißvoll nach allen Fernen zu senden pflegt! Ein solcher Telegraph spielte auch zwischen der alten Reichsstadt und den hohen blauen Bergen in dem benachbarten Oberlande.

„Gefahren?" frug Nettchen.

„Ja wohl, es ist eine Bewegung aus den Bergen im Anzuge. So viel weiß man in der gesammten Stadt,

indessen der Feind sorglos wie ein Kind in der Wiege schlummert. Doch genug der Plauderei! Du bleibst bis zur Zurückkunft des Obersten in dieser Halle, und sputest Dich mit der Meldung, falls er früher hieher kommen sollte. Hast Du mich auch vollkommen verstanden?"

„Ja wohl, gnädige Frau!"

Friederike begab sich mit schwerem Herzen nach ihrer Wohnung. Nettchen blickte ihr verdrießlich nach. Die Zofe meinte ja, dieses Harren und Warten bedünke sie unnöthige Mühe. Herr von Langer würde die Erlaubniß zu einer Unterredung der Geschwister wohl sehr leicht erwirken. Dem Herrn Jeremias sei er freilich nicht sonderlich gewogen, aber sein künftiger Schwiegervater werde und müsse ihm doch am Herzen liegen. In diesem Augenblicke kehrte Langer, der in der Nähe verblieben war, und Frau Warner allein abgehen sah, in die Halle zurück.

„Was suchst Du hier, Nettchen?" frug er scheinbar gleichgiltig.

„Frau von Warner will sich durch den Herrn Oberst die Bewilligung zu einer Unterredung mit den Gefangenen erbitten. Es ist eine Bewegung aus den Bergen im Anzuge. So viel weiß bereits die gesammte Stadt, indessen der Feind noch immer sorglos wie ein Kind in der Wiege schlummert."

Komisch war es, mit welchem Pathos die Zofe die Worte Friederikens widerholte.

„Vielleicht ein Versuch zur Befreiung der Gefangenen!" äußerte sich Langer.

„Für Herrn Jeremias wenigstens legt arm wie reich die Hand in das Feuer. Was Noth thue, sei vor Allem Zeit zu gewinnen," meinte die Gnädige

„Ganz richtig! Herbert muß sich Bedenkzeit ausbitten. Ein halber Tag ist bei einer solchen Lage oft ein ganzes Kapitel Weltgeschichte. Ich selbst will die Sache nach Möglichkeit betreiben."

„Eilen Sie also, gnädiger Herr!"

„Das will ich! Die Brüder sollen in der nächsten Stunde verständigt werden, und wenn der Gouverneur Abends heimkehrt, dann sei es meine Sorge, ihn von der Bekehrung des Eisenkopfes in Kenntniß zu setzen. Jetzt aber, Nettchen, eile Dich nach Hause! man darf nicht argwöhnen, daß Frau von Warner die Hand dabei im Spiele hat. Verstehst Du mich! Ihr Fremdenhaß ist allzubekannt. Vorsicht heißt unsere Parole, Zeitgewinn unsere Losung!"

„Ich fliege!"

Das Kammerkätzchen stürmte auch wie ein Wirbelwind aus dem Wartesaal.

Langer sah dem thörichten Dinge mit ungemeiner Verachtung nach. Er war nicht so albern, sein eigenes Gebäude zu untergraben, kaum daß er den Maibaum aufzupflanzen vermochte. Der Bürgermeister mußte sterben, sonst gab es für den Verräther fürder keine Hoffnung, Alphanasien's Hand zu erhalten. Es hieß also, den Gouverneur benachrichtigen, natürlich unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit. Die Hinrichtung konnte dann noch heute vor sich gehen, ohne daß eine Sterbensseele in der Reichsstadt ahnte, wer den Gang des Henkers beschleunigt, wer

den Meister Hämmerling noch in der Abenddämmerung herbeihumpeln machte. Dann war gleichzeitig die Stunde der Ungnade vorüber; auch theilte Langer die Meinung des fremden Gewalthabers, daß natürlich eine Dekoration auch auf einem schwarzen Fracke sehr hübsch zu lassen pflege.

Langer setzte sich an den nächsten Schreibtisch.

Störung hatte er vorderhand nicht zu fürchten, denn die Ordonnanzen vom Tage trieben sich, wie sie es nach der Entfernung ihrer Vorgesetzten gewöhnlich halten, im Hofe herum, scherzten mit den Mägden im Hause, und beobachteten höchstens die Vorsicht, abwechselnd am Thore auf der Lauer zu liegen, um nicht unliebsamer Weise von einem der dienstthuenden Offiziere des Gouverneurs überrascht zu werden.

Langers Feder flog wie der Blitz über das Papier.

Er war nahe am Schlusse des Schreibens, als plötzlich ein feindlicher Soldat im Hintergrund der Vorhalle erschien, der sich vorsichtig rings umsah, und etwas verwundert blickte, als er Herrn von Langer am Schreibtische gewahrte. Dieser unterfertigte eben seinen Namen, als er das Geräusch der Schritte des feindlichen Kriegers vernahm. Der Mann kam ihm wie gerufen.

„Heda, guter Freund," rief er, „will er sich die Korporalslitzen verdienen?"

Der Soldat nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Dann eile er," fuhr Langer fort, „mit diesem Schreiben zu dem Gouverneur. Er dürfte ihn auf dem Rathhause finden, wo heute der neue Vorstand des Gemeinde-

rathes gewählt werden solle. Weiß Er den Weg nach dem Rathhause?"

Der Krieger nickte abermals.

„Ich habe gute Gründe, nicht als Angeber erscheinen zu wollen, darum verlasse ich mich auf die Schnelligkeit seiner Beine. Eine Verschwörung melde Er, sei entdeckt worden, eine Bewegung von den Bergen dürfte bereits im Gange sein, es gelte also sich zu eilen. Marsch! Marsch! Ich bin am Ziele!"

„Du bist am Ziele!" donnerte der Soldat.

Damit stieß er den Verräther mit dem Bayonnette zu Boden.

Gezählt, gewogen und zu leicht befunden!

Langer erkannte die Stimme seines Richters.

„Paul," stöhnte er, „Der Matrose! Paul! Verdammte Theerjacke!"

In der nächsten Minute verhauchte er seine lasterhafte Seele.

„Fahre hin zur Hölle!"

Also murmelte Paul.

Mene thekel upharsin!

Zehntes Kapitel.

Schänke und Katakomben.

Die Nacht sah ziemlich trübselig. Düsteres Gewölke bedeckte den Himmel, und nur zeitweise warf der Mond sein silbernes Licht so verstohlen auf die schlummernde Erde, als sei er selbst neugierig, was sich unten auf der tragischen

Bühne, in der alten Reichsstadt begeben wolle. Er glich einem Zuschauer, dem es also bange wird bei einer bevorstehenden Katastrophe, daß er zeitweise das Auge schließt, oder dem Theater den Rücken wendet. Schauplatz war ein großer offener Platz, rechts zeigte sich der sogenannte Wasserthurm, an dem eine Schildwache auf und ab schritt und zuweilen hinter dem einen vorspringenden Erker verschwand, links befand sich eine stockhohe Schänke, in deren ebenerdigen Räumen meist nur Schiffsleute und Lastträger dem Weine oder dem Fusel zuzusprechen und wüste Lieder zu singen pflegten.

Auf dem Platze selbst stand ein feindlicher Offizier. Seine Uniform war eine Verkleidung, denn Baron Gisbert hieß der junge Mann, der sie trug und im Stillen zum Himmel flehte, er möge in seiner Gnade ein Wagestück gelingen lassen, dessen Erfolg um so zweifelhafter, als zu viele Räder bei seinen Mechanismus ineinander griffen, so daß ein unvorhergesehener Zufall das gesammte Uhrwerk stocken machen konnte. Das Glück schien zwar bis jetzt bei rosiger Laune verbleiben zu wollen. Paul, der sich, wie wir wissen, bis zu dem Sitze des Gouvernements vorgewagt, hatte sogar, Dank einer etwas angestochenen Ordonnanz die Parole und Losung für die heutige Nacht erlauscht. Auch wehte in Folge eines heftigen Ungewitters in der Umgebung ein so frostiger Wind von den Bergen, daß alle Welt nach ihren Ueberröcken griff, und die Wachmannschaft nach ihren Mänteln langte, ein Umstand, welcher natürlich den Freischärlern sehr zu statten kam, als sie sich allmälig innerhalb der Schranken der Stadt schlichen. Im

schlimmsten Falle hätten sie freilich die Rolle so vieler fremdländischer Soldaten gespielt, welche in Wahrheit bei dem Treffen in den Bergen versprengt wurden und auf tausend Umwegen zu ihren Waffenbrüdern zurück zu kehren suchten.

Das Ungewitter spielte also nur eine sehr dankbare Nebenrolle.

Auch fügte es Gott in seiner Barmherzigkeit, daß das Fremdenbataillon im feindlichen Heere für diesen Abend die Wache am Wasserthurme zu stellen hatte. Es bestand durchwegs aus deutschen Landeskindern, welche tolle Jugendstreiche oder übel verstandene Begriffe von Freiheit in die Fremde getrieben. So trugen sie gegenwärtig zwar freilich ausländische Uniform, aber das Herz darunter war gut deutsch gesinnt verblieben. Bei vielen durfte auch das Gold und Silber Gisbert's aushelfen, kurz bis jetzt hatte der neue Theodor Körner, unser Baron, keine Ursache vorschnell zu verzagen.

Ein Umstand war freilich bedrohlich.

Wie, wenn die Leiche Langers dem ohnehin als Memme bekannten Gouverneur als ein Momento mori erscheinen sollte, als eine Warnung, daß man im Feindeslande den Harnisch selbst in der Stunde des Schlummers nicht lüften dürfe?!

Wie, wenn er deßha'b die Wachen verdoppelte?!

Paul zögerte ferner auch ewig lang mit der Rückkehr aus der Schänke, welche als Vorwerk zu dem Thurme gelten konnte, darin zwei edle Menschen in Ketten der Stunde des Todes entgegen sahen. Dies Vorwerk mußte daher zuerst genom-

men werden. Gisbert stand wie auf glühenden Kohlen. Die Zeit bringt jedoch alles zur Reife.

Auch Paul erschien.

„Eine Schmach," sprach er, „diese Landratten! Verträgt keiner eine Flasche Grog, wie sie ein Seemann zu verkosten liebt!"

„Dein Werk ist doch im besten Gange?"

„Wir danken es dem Schankwirthe, Herr Baron."

Der Wirth wußte auch einem Landsmann, einem alten Kunden wie Paul zu Gefallen, sein Gesöffe so feurig zu mischen, daß Satan beim Hinunterschlürfen selbst Brandwunden in der Gurgel verspürt haben dürfte. Noch ausgiebiger wirkten die Bitten der Freischärler, welche es gar wohl verstanden, den Deutschen in der Brust der Söldner der Fremdenlegion wach zu rufen. Den Ausschlag gab endlich, wie der Matrose meldete, der Klang der freiherrlichen Dukaten und Thaler, die er auf den Schanktisch hinzählte. Auch die Versicherung, daß der Baron den armen Burschen in Folge ihrer loyalen That, Vergebung ihrer Jugendsünden zu erwirken hoffe, wirkte bei manchem reuigen deutschen Landeskinde wahre Wunder.

Die Wache willigte ein, den Posten zu räumen.

Der Tausch ging dann reglementsmäßig wie eine Ablösung vor sich. Während sich die Mannschaft von der Thurmwache durch die Hinterthür der Schänke aus dem Staube machte, eilten eben so viele Freischärler nach der Wachtstube, nüchtern wie eine Kirchenmaus, nur daß sie vorsichtshalber der Schildwache wegen die Nase tief in den Mantel steckten.

Gisbert sah auch bald nach Paul's Erscheinen ein paar neue Rotten über den Platz wandern. Die Theerjacke rieb sich seelenvergnügt die Hände, der Baron schüttelte jedoch bedenklich das Haupt.

„Wie aber steht es," frug er, „mit den beiden Unteroffizieren?"

„Dieser Doppelrausch ist nicht mein Verdienst. Den Korporalen wie den Gefreiten hat das blinde Glück geliefert. Sie wollten den Posten nicht verlassen, und griffen der langen Weile halber nach den Karten. Der Freireiter mußte ihnen den Grog hinüberholen, und dieser Trank wäre wie gesagt selbst für den Meister Urian zu bedenklich. Es handelt sich nur mehr um fünf bis sechs Mann von der Wache. Sie werden übrigens bei dem Erscheinen der Unsrigen wohl bald dem Beispiele ihrer abtrünnigen Kameraden folgen."

„Im schlimmsten Falle schlägt man sie todt!"

„Meine, daß es nicht mehr nöthig sei! Seinem Schicksal kann Niemand entgehen. Sie humpeln bereits in die Schänke."

Der Rest Wachmannschaft begab sich in der That nach dem Grabe ihrer Soldatentreue.

„Nun aber kommt die schwerste Aufgabe," meinte Gisbart.

„Das wäre?" frug Paul.

„Es heißt die Schildwache und den Offizier beseitigen."

„Die Schildwache lösen wir ab!"

„Geht nicht! Sie würde bei dem Anblick wildfrem-

der Gesichter nothgedrungen Unrath wittern und Lärm schlagen."

„Sie haben Recht. Man kann ja bei der Ablösung die Nase nicht wie früher in den Mantel stecken. Auch schildert gerade jener Bursche, welchen mir die Uebrigen als den eingefleischtesten Rothen bezeichneten. Soll ein Teufelsjunge sein! Da laufen wir aber noch hart im Hafen auf! Verdammte Klippe!"

„Höre meinen Plan!"

„Drücken Herr Baron nur rasch ab!"

„Du bist doch, wie ich, der feindlichen Sprache vollkommen mächtig?"

„Will es meinen."

„Zitterst auch nicht, wenn Du rückwärts eine Kugelbüchse auf Dich gerichtet weißt?"

„Ein Hauptmast hält nicht fester Stand!"

„Taumle also langsam auf die Schildwache zu und sprich sie an; sie wird dem Reglement gemäß kaum flüchtig Rede stehen, vielmehr sich abwenden und Dir im Weiterschreiten den Rücken kehren; das wünsche ich aber, Alter, dann bücke Dich und hier die Windbüchse, die ich aus Vorsorge unter dem Mantel mitschleppte, soll Dir den Mann niederbrennen, daß er ganz gewiß für immer auf das Aufstehen vergißt."

„Prachtvoll!"

„Stürzt der arme Teufel, dann heißt es rasch zugreifen. Die Muskete könnte im Fallen durch ihr Gerassel den wachhabenden Offizier aus seiner Sicherheit aufschrecken."

In diesem Augenblick kamen die letzten fünf bis sechs Freischärler aus der Schenke geschritten. Gisbert eilte ihnen entgegen und gab ihnen die nöthige Weisung.

„Das Weitere," meinte er zurückkehrend, „ergibt sich jetzt von selbst. Die Wachstube ist nunmehr vollständig in dem Besitze unserer Leute. Du, Paul, nimmst später die Muskete auf, pochst bescheiden an das Fenster der Stube, darin sich der Offizier befindet und meldest gehorsamst, unter der Mannschaft sei ein Zank ausgebrochen, der bedenklich zu werden drohe. Man schenke hier zu starke Getränke. Der Mann stürmt nunmehr hinüber, und daß er nicht wieder herauskommt, dafür ist bestens Sorge getragen. Ich aber übernehme das Kommando des Wachpostens."

„Vortrefflich!"

„Also rasch an die Arbeit!"

Paul taumelte nach dem Wasserthurm.

„Heda," rief er, „Bruder Schildwache, magst Du Schnaps verkosten?"

Gisbert folgte der Theerjacke in einiger Entfernung. Eine Art Stoßgebet bebte von seinen Lippen. Es galt ja dem Meister auf der Armbrust, dem Tell in das Handwerk pfuschen. Die Sache kam übrigens so, wie sie der Baron angedeutet hatte. Die Schildwache, ein wackerer Soldat, kehrte Paul, als einem angetrunkenen Kameraden verächtlich und schweigend den Rücken zu. In diesem Augenblicke bückte sich die Theerjacke. Gisbert erhob gleichzeitig die Windbüchse, und all das starre Mauerwerk ringsumher lag nicht ruhiger als sein Arm, als er den Finger an den Drücker brachte, um die tödtliche Ladung zu versenden.

Man hörte das Pfeifen der Kugel, gleich darauf ein leises Geräusch. Die Schildwache drohte leblos zu Boden zu stürzen. Paul fing die Leiche auf, bemächtigte sich der Muskete und ließ den Todten dann langsam auf das Pflaster gleiten. Das erste Stück Arbeit war glücklich vollbracht worden.

Nun ging es an die goldenen Epauletten.

Wenn der Mann Unrath witterte? Wenn er Lärm schlüge, oder wohl gar entwischte? Gisberts Besorgniß war zum Glücke von kurzer Dauer. Der arme Offizier ließ sich blindlings täuschen. Wie konnte er aber auch bei einer Meldung seiner eigenen Schildwache an einen möglichen Verrath denken? So begab er sich denn, als Paul an das Fenster pochte, mit hastigen Schritten nach der Wachstube. Die Freischärler standen auf der Lauer Die Stubenthüre flog zu. Ein dumpfer Schrei folgte, dann herrschte die alte nächtige Stille. Pächter Wolfgang, ein wahrer Simson, hatte den überraschten Offizier wie eine Gliederpuppe zu Boden gerissen. Der Mann war halberwürgt, ehe er die Dielen küßte Paul jubelte daher laut auf, als er dem Baron die eben erzählte Szene schilderte. Dieser aber meinte, es sei noch keineswegs an der Zeit, sich sorglosem Jauchzen hinzugeben.

Gisbert war im Rechte.

Man hatte ja noch die Patrouillen wie die Ronde zu prellen. Mit der Erstern brauchte man auf einem Offiziersposten freilich nicht viel Federlesens zu machen, aber dem Kapitän, welcher die Zweite führte, hieß es Rede und Antwort stehen. Eine Stunde verlief in athemloser Er-

wartung. Endlich hörte man Gewehre rasseln und das Pflaster unter dem gleichen Schritt und Tritt herannahender Krieger erdröhnen. Das mußte die Ronde sein. Die Wache trat in das Gewehr, der Baron eilte in die Offiziersstube. Der Anruf der Schildwache erfolgte. Visitation und Abfertigung ging hierauf reglementsmäßig vor sich. Gisbert glaubte vor schreckhafter Ueberraschung zu Boden sinken zu müssen, als er dem feindlichen Kapitän gegenüberstand, und bei dem flüchtigen Lichte, das ein Mondstrahl eben durch die zerrissenen Wolken warf, jenen Gegner erkannte, der ihm einst als Gefangenen so gröbliche Worte zuwarf, dem er später eine Zigarre wie die Freiheit schenkte.

Auch der Kapitän schien wie versteinert.

Eine entsetzliche Pause von ein paar Sekunden war die nächste Folge. Gisberts Blut gerann während ihrer Dauer zu Eis, und zwar nicht um der eigenen Gefahr wegen, nein, des Gedankens willen, wie nun alles mißglücken müsse und das Leben zweier edler Menschen dem schmählichen Tod durch die Hand des Henkers verfallen bleibe. Endlich wich der Zauber der ersten Ueberraschnng von dem feind-Kapitän. Der Mann schien einen schweren Kampf zu bestehenhen. Dienstpflicht und Dankbarkeit hießen die beiden Kämpen, die sich in seinem Herzen in wilder Fehde um den Sieg stritten. Der Letztere drohte zu erliegen. In diesem Augenblicke spielte der alte Harfenist, der von dem Flusse herkam, eine todesmuthige Melodie, die wie gesungener Rheinwein tönte. Es waren die Klänge des Liedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“

War es ein Zufall, der ihn gesendet?

War es Rausch, der ihn trotz des Belagerungszustandes die Ruhe der Nacht zu stören trieb? Nein, die Vorsehung wirkte dies halbe Wunder! Der alte Mann, welchen sein Beruf am Abend nach so mancher Schenke führte, hatte das Treiben der Freischärler belauscht. Sein angeborner Scharfsinn sagte ihm, um was es sich handle. Natürlich, daß er mit dem Vorhaben seiner Landsleute vollkommen einverstanden blieb und daher ruhig seinen Weg fortsetzte; da stieß er denn bei der Heimkehr auf die Ronde. Er hatte den Kapitän, dies ehemalige Stadtkind, noch in seiner frühern Jugend gekannt, und so fuhr es denn wie ein Blitz durch seine Seele, der feindliche Rondeführer möchte vielleicht auch den Baron Gisbert aus vergangenen Tagen her kennen. Was dann folgen mußte, lag auf der flachen Hand. So schlich er denn in wahrer Todesangst nach dem Wachposten am Wasserthurm zurück. Alle diese Vorgänge ergaben sich auf natürlichem Wege. Wie aber kam es, daß der Harfenist gerade in dem entscheidenden Momente auf den Gedanken gerieth, jene oben erwähnte ergreifende, deutschen Herzen unvergeßliche Melodie zu spielen?

Die Vorsehung wirkte dies halbe Wunder.

Es war der Finger Gottes. Phychologisch wissen wir es wenigstens nicht zu erklären. Wie dem sei, die herrlichen Klänge drangen wie die flehende Stimme einer Mutter, die um das Leben ihres einzigen Kindes bittet, an das Ohr des Kapitäns, und zwar zur Stunde seines heftigsten Seelenkampfes; der Deutsche erwachte auch hier in einem abtrünnigen, aber reuigen Herzen, und so spielte denn plötzlich

ein halb wehmüthiges, halb dankbares Lächeln um seinen Mund, er legte den Finger bedeutsam an die Lippen und verschwand dann mit seinen Leuten in dem Dunkel der Nacht. Es versteht sich wohl von selbst, daß sich auch der Harfenist schon früher aus dem Staube machte.

Der arme Mann hatte den Sturmhut gerettet.

Gisbert schöpfte tief Athem.

Er schien wie aus einem todesbangen Traum erwacht.

Seine Aufgabe war aber lange noch nicht gelöst. Es stand ihm noch eine zweite, zwar gefahrlosere, aber desto härtere Prüfung bevor. In der nächsten Stunde erschien nämlich der feindliche Oberst selbst vor dem Wachposten.

„Man möchte sich todtärgern," sprach er zu sich selbst „kann man doch nicht weniger wachsam und pünktlich sein, als unsere Leute! Wohin ich bis jetzt kam, nichts als Unordnung, Verstoß auf Verstoß allüberall in Hülle und Fülle! Die verdammte Trunksucht! Auf dieser Wachstube scheint es jedoch manierlicher herzugehen. Wäre auch eine Schande! Ein Offizierspoſten!"

Der Baron trat vor.

„Habe gehorsamst zu melden," flüsterte er, „Herr Oberst, daß auf meinem Posten nichts Neues vorgefallen."

„Sie heißen, Herr Lieutenant?"

„Repairman!"

„Repairman? Das heißt Ersatzmann! Ein Engländer von Geburt?"

„Ein Irländer, doch seit sieben Jahren im Dienste meines neuen erlauchten Souverains."

„Im Fremden-Bataillon?"

„Zu dienen!“

„Dekorirt?“

„Der Wille wäre da — —“

„Die Gelegenheit zur Auszeichnung aber wollte nicht kommen. Ich kenne das. Wird sich schon noch ergeben. Wir dürften zudem hier blutige Händel auszufechten haben. Gerüchte sprechen von einer bedeutenden Schilderhebung in den Bergen. Ich empfehle Ihnen daher die strengste Wachsamkeit.“

„Werde nicht ermangeln meine Schuldigkeit zu thun.“

„Was trieben die Gefangenen bei der letzten Visitation?“

„Sie schienen gefaßt, wie den ganzen Tag über.“

„Wackere Leute! Schade um die beiden deutschen Stahlherzen! Ich wollte, ich wäre Gouverneur. Gute Nacht, Herr Lieutenant!“

Er machte Miene zu gehen.

Gisbert jubelte im Stillen.

„Gottlob,“ murmelte er, „auch diese Prüfung wäre überstanden!“

„Bald hätte ich vergessen,“ sprach zurückkehrend der Oberst, „Sie zu verständigen, daß ein Bataillon Jäger auf Befehl des Gouverneurs beordert ward, hier diesen Platz die Nacht über besetzt zu halten.“

„Ein Bataillon Jäger?“

„Die Ermordung des Herrn von Langer hat alle Welt stutzen gemacht. Man vermuthet, wie gesagt, eine Schilderhebung, zweifelsohne zur Rettung der beiden Ge-

fangenen. Deshalb diese namhafte Verstärkung! Das Bataillon ist bereits im Anmarsch. Leben Sie wohl."

Der Oberst entfernte sich.

Der Baron rang verzweiflungsvoll die Hände. Paul war wie aus den Wolken gefallen. Ein ganzes Bataillon! Scharfschützen obendrein! Es konnte keinen ärgern Spuk geben. Man sollte mitten im Hafen scheitern. Die geheime schwarze Ahnung Gisberts war in Erfüllung gegangen und auch die Theerjacke frug sich rathlos im Stillen, wie man jetzt zu laviren habe? Es war eine garstige Klemme. Bis man den handfesten Profosen, einen argwöhnischen Schlaukopf, der sich jeden Abend in dem obern Stockwerk zu verschließen pflegte, nebst seinen beiden Beschließern überwältigt und die Thür seiner Behausung eingeschlagen hatte, mußte das Bataillon längst auf dem Platze aufmarschirt sein und es blieb dann kein anderweitiger Ausweg übrig, als sich einzeln durch tausend Bajonnette durchzuschlagen. Erschossen werden war freilich dem Tode durch den Strang vorzuziehen; gesetzt aber auch, es gelänge das Bataillon zu durchbrechen, was wäre damit geholfen worden? Auf den ersten Allarmschuß mußte die ganze Garnison unter dem Gewehre stehen und das schwache Häuflein Freischärler rettungslos der Uebermacht unterliegen. Es blieb zwar noch der Versuch übrig sich einzeln durchzuschleichen, aber wie konnte ein Soldat Angesichts eines Bataillons bei Nacht seinen Posten zu verlassen wagen? Noch weniger ging es in einem Civilrocke, zumal die Nacht freundlicher geworden war und der Mond die gesammte Umgegend mit seinem fahlen Lichte erleuchtete. Und doch mußte gehandelt

werden. Das Wasser reichte ja den rathlosen Menschenkindern bereits bis an die Kehle. Hier konnte nur List zum Ziele führen.

„Wie — wenn," sprach der Baron, „doch nein — grundgütiger Himmel — ha ein Gedanke — so dürfte es gehen!"

„Heraus mit der falschen Flagge!" rief Paul.

„Wo sind die beiden Frauen?"

„Auf dem Verdecke, wollte sagen in dem obern Stockwerke der Schänke verborgen!"

„Rufe sie hastig herbei!"

„Es bedarf nur des verabredeten Feldgeschreis!"

Damit trat er an die Schänke heran und klatschte drei Mal in die Hände,

„Nur dies Mal unerbittliches Verhängniß," betete Gisbert, „gib weich zu Gunsten der gerechten Sache!"

Friederike und Aphanasia erschienen.

„Wie steht es, Herr Baron?" frug Erstere.

„Sprechen Sie, Gisbert!" bat das Fräulein.

„Schlimm und gut, wie man es nehmen will! Paul eile an die Straßenecke und melde uns, wenn die Tête der Kolonne sichtbar wird!"

Der Matrose gehorchte.

„Was heißt hier schlimm?"

„Und was nennen Sie gut?"

„Die Wachtstube ist zwar in den Händen unserer Leute, aber ein Bataillon Jäger wird in den nächsten Minuten diesen Platz besetzen."

„Wir sind verloren! Meine armen Brüder!"

„Entsetzlicher Gedanke, Vater und Oheim in Todesgefahr zu wissen!“

„Nur Muth, meine holde weiße Rose! Es gibt noch einen Weg der Rettung!“

„Dürfen wir hoffen?“

„Sprechen Sie, Baron!“

„Eilen Sie Beide zur Stunde zu dem feindlichen General, bitten Sie demüthig, bitten Sie nöthigen Falles auf Knien, lügen Sie, sei es auch mit Schamröthe auf den Wangen, daß die Gefangenen von bleicher Todesangst allzusehr gefoltert, bereits zu kapituliren gedenken, daß sie beide entschlossen sind — —“

„Doch nicht dem feindlichen Monarchen den Unterthaneneid zu leisten?“ fiel Friedrike ein.

„Himmel!“ stöhnte das Fräulein.

„Sie haben meine Gedanken errathen.“

„Und was soll die schnöde Lüge fruchten?“

„Weder Vater Herbert noch Oheim Jeremias, werden sich bequemen, ihre Ehre mit eigenen Händen für alle Zukunft zu brandmarken.“

„Davon ist auch keineswegs die Rede. Ich sprach ja blos von einer Lüge. Es handelt sich einzig darum, daß sie den Gouverneur bewegen, sich persönlich in das Gefängniß begeben zu wollen.“

„Dann wird der Betrug um so früher offenkundig.“

„Sie häufen Räthsel auf Räthsel.“

„Die Auflösung dieser Räthsel sei später meine Sache. Ich hoffe die Rolle des Prinzen Kalaf so tüchtig zu

spielen, daß die Dame Feindesjustiz als eine andere Turandot verzweifelnd die Hände ringen soll."

„Scherzen Sie nicht in dieser fürchterlichen Stunde!"

„Mein Herz verblutet," jammerte Aphanasia.

„Muth, nochmals Muth und allimmer Muth! Bestehen Sie eisenfest auf Ihrer Bitte! Sagen sie zehnmal und wenn es Noth thut, hundert Mal, daß die Gefangenen den Gouverneur zu sprechen wünschen. Es liegt dem Feinde zu viel an dem Renegatenthum der zwei ersten Notabilitäten dieser Reichsstadt, als daß ihr Gesuch abschlägig beantwortet werden dürfte. Eilen sie!"

Trommelgerassel erdröhnte.

„Die Jäger nahen im Geschwindschritte" meldete Paul.

„Darum vorwärts," rief Gisbert, „als gelte es den Blitz überholen."

„Wir gehorchen," flüsterte Frau Warner.

„Auf Wiedersehen!" seufzte das Fräulein.

„Gott mit uns!" betete die Theerjacke.

Die Frauen verschwanden in einer Seitengasse. Der Baron und der Matrose eilten nach dem Wachtposten zurück.

Es war die höchste Zeit.

Das Bataillon Jäger besetzte in der nächsten Minute den Platz am Wasserthurm.

Der gemeine Mann war mittlerweile auch nicht mäßig gewesen. In dem Hause des sogenannten Nachtkönigs, welcher die Reinigung der Kanäle und Kloaken zu überwachen hatte, herrschte reges Leben. Diese Wohnstätte lag an dem

südlichen Ende der Reichsstadt, also fast in entgegengesetzter Richtung von dem Wasserthurme. Sie lieferte also einen Sammelplatz, auf dem man nicht so leicht vor Spähern bange zu haben brauchte. Die Verschworenen wußten sich diesen Umstand zu Nutzen zu machen. In dem Hofe dieses Hauses lagerten also bereits in der ersten Dämmerstunde viel ernste, bleiche, bärtige Männer in Blousen, welche nach Moderdunst rochen, ihre Waffen bestanden aus Spaten, Schaufeln und Fäusteln, auch war jeder mit einem Grubenlichte versehen. Wir glauben, jeder geehrte Leser dürfte es bereits errathen haben, daß es dieselben Bergleute waren, welche am selben Tage am frühen Morgen an verschiedenen Thoren der Stadt um Einlaß baten.

Schachtschreiber Rudenz stand an ihrer Spitze.

Den Wegweiser nach der Unterwelt gedachte der Nachtkönig selbst abzugeben. Die alte Reichsstadt besaß nämlich gleichfalls ihre Katakomben. Letztere waren zwar nicht so historisch merkwürdig wie die Gewölbe, Grotten und Felsenhallen zu Rom, die sich fast eine Viertelmeile unter der Siebenhügelstadt hinziehen und die Gebeine einer Menge Märtyrer enthalten; sie besaßen weder die Tiefe noch die Ausdehnung der Katakomben zu Paris, die neunzig Stufen Niederung weisen, und von der Barière d'enfer bis in die Nähe der Straße von Orleans reichen; aber sie führten denn doch in einer ziemlich geraden Linie von der Südspitze des städtischen Weichbildes bis an die Kanäle am Flusse, und boten so für Wegkundige, namentlich für Bergleute, welche an die Arbeit in der dunklen Tiefe, also im Mutterschoße der Erde, gewohnt waren, eine ziemlich

bequeme Straße nach jenem Thurme, dessen Grundriß in der Rocktasche des unverzagten Schachtschreibers Rudenz steckte.

Die Wanderung begann ungefähr um die achte Stunde Abends.

Der Nachtkönig ließ sich der Erste an einem starken Seile in den Kanal hinab, der unter dem Hofe seiner Wohnstätte fortlief. Rudenz folgte, keiner der Bergleute säumte an dieser übelduftigen Grubenfahrt theilzunehmen. Es fand sich auch kein sonderliches Hemniß vor, und bald stand die wackere Schar auf einem der dunklen Pfade durch die erwähnten Katakomben. Man hatte bereits mehr als die Hälfte des unterirdischen Weges zurückgelegt, als plötzlich der Wegweiser, der mit einem Grubenlichte in der Hand der kleinen Kolonne vorausschritt, mit einem lauten Klageruf und mit einer Schnelligkeit versank, als habe ihn die Mutter Erde verschlungen. Wenig fehlte, so wäre der Schachtschreiber seinem Vorgänger nachgetaumelt.

Was hatte sich ereignet?

Man mußte an dieser Stelle einen Steg überschreiten, der über eine zwar nur drei Fuß breite, aber mehrere Klafter tiefe Bodensenkung führte. Dieser Steg war in Folge langer Dienstleistung morsch geworden, was man jedoch kaum ahnte, da der Pfad durch die Katakomben in dieser Richtung äußerst selten beschritten wurde. So polterte denn der arme Nachtkönig mit ungemeiner Heftigkeit in die Tiefe. Die gewandten Bergleute wußten ihn zwar mi Hilfe der mitgebrachten Stricke, an denen sie sich in die Bodensenkung hinabließen, ba d wieder herauf zu

befördern, aber der unvorsichtige Wegweiser hatte durch ein Stück Steg, das ihm nachstürzte, eine bedeutende Verletzung am Hinterhaupte erlitten und in Folge des gewaltigen Schlages das Bewußtsein verloren.

Nun war guter Rath theuer.

Niemand wußte um die weitere Windung des Pfades, und doch hieß es vorwärts wandern, denn die Zeit war kostbar, da die eigentliche Arbeit erst unter dem Wasserthurme beginnen konnte. Bergleute wissen sich jedoch in der Tiefe leicht zu orientiren, und so schritt man, die Senkung überspringend, auf gut Glück weiter, wobei ein Kompaß, welchen der Schachtschreiber aus Vorsicht mitgenommen, die ersprießlichsten Dienste leistete. Es währte auch nicht lange, so schlug ein seltsames Sausen und Brausen an das Ohr der nächtigen Wandersleute. Die wackern Bewohner der Tiefe wußten augenblicklich, was dies zu bedeuten habe.

Ein Glückauf tönte aus so manchem bärtigen Munde.

Der Platzregen, welcher auf das Donnerwetter in der Umgegend folgte, hatte die Wassermasse im Flusse anschwellen gemacht, so daß die Wogen viele der bei dem frühern niedern Wasserstand offen stehenden Kanalmündungen nicht bloß erreichten, sondern sich auch in dieselben ergossen, und dadurch jenes ungewöhnliche Sausen und Brausen hervorbringen mußten. Man brauchte also nur diesem wildlustigen Geräusche nachzugehen, um an das ersehnte Ziel zu gelangen. Bald auch stand man unter dem vielbesprochenen Wasserthurm.

Ein paar hundert Schritte weiter führte eine mit dichtem Gestrippe überwachsene verborgene Höhle nach dem

Flusse. Auf diese Weise stand der alte Wasserthurm in frühern Tagen mit dem Strome in Verbindung. Man brauchte also nur den verschütteten Gang frei zu arbeiten, der nach aufwärts führte, und diese seit vielen Jahren unterbrochene Verbindung war augenblicklich wieder hergestellt. Mit Hilfe des entwendeten Grundrisses war zudem jener Gang wie seine Richtung überaus leicht aufzufinden.

Nur Eines fehlte.

Wo blieb das Boot, mit dem man später die Gefangenen über das Wasser fahren wollte. Der Karrenschieber hatte sich anheischig gemacht, dasselbe zu besorgen. Der Mann war aber noch nicht erschienen, obgleich es bereits mächtig dunkelte. Schmähworte wurden laut, viele beschuldigten den Sprecher des Volkes geradezu des Verrathes.

Man that dem riesigen Proletarier hoch Unrecht.

Noch gestern Abends wäre es ein Kinderspiel gewesen, die versprochene Fähre an Ort und Stelle zu schaffen. Heute zählte es zu den halben Unmöglichkeiten. In Folge des Gerüchtes einer Bewegung im Oberlande, wie der Ermordung Langers war der Feind so klug gewesen, alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Alle Fahrzeuge mußten bei dem Einbruche der Dämmerung an das städtische Ufer und zwar nach dem weiter oben gelegenen Landungsplatze der Dampfschiffe gebracht werden. Kein Boot durfte die Nacht über den Fluß fahren. Ein paar Fährleute, welche sich an der Verschwörung betheiligten hatten zwar einen tüchtigen Nachen an dem untern Ende der Schiffsreihe so lose an den Strandblock befestigt, daß es eben nicht viel Mühe kostete, ihn loszubekommen; als die betreffenden Posten gleichfalls

von einem Schützenbataillon gestellt wurden, dessen Mannschaft in dem Ruf stand, daß sie ein paar Mal hintereinander ihre Kugel ins Schwarze zu senden wisse.

Es war endlich verboten, den sogenannten Treppelweg am Kai nach der Abenddämmerung zu betreten. Der Karrenschieber, welcher sich mit den Fährleuten in ihrer gewöhnlichen Schänke am Ufer befand, wußte sich daher lange Zeit weder zu rathen noch zu helfen. Endlich kam ihm ein kühner Entschluß. Er nahm von seinen Mitverschworenen mit einem vielbedeutenden Händedruck Abschied. Diese folgten ihm in gespannter Erwartung bis vor die Thüre der Kneipe. Dort angelangt maß er die Entfernung mit prüfendem Auge. Er mochte etwa sechszig Schritte bis zu dem bezeichneten Boote zurückzulegen haben. Ein zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen. So rollte er sich denn ein Primchen Kautabak zusammen, schob es in den Mund und wartete dann gelassen, bis die Schildwache den Blick stromaufwärts wendete. In diesem Augenblicke schoß er wie ein Pfeil den Kai hinab. Er hatte es jedoch mit einem gedienten Mann zu thun. Der Schütze erhob rasch seine Büchse, zielte scharf und sendete dann die scharfe Ladung nach dem Flusse. Der Karrenschieber zuckte zusammen.

War er getroffen worden?

Wer wußte es zu sagen? Die Fährleute schlugen ein Kreuz. Gleich darauf trieb der Kahn nach der Mitte des Stromes und verschwand in der nächtlichen Finsterniß. Eine Patrouille eilte herbei.

„Ein Deserteur vermuthlich," rapportirte die Schildwache.

Bald herrschte die frühere Stille.

Dies war die Ursache, warum die Bergleute länger als eine Stunde auf die versprochene Fähre harren mußten. Endlich hörte man leisen Ruderschlag, ein schwarzer Punkt ward sichtbar und ein Nachen trieb rasch, aber nicht schneller, als es die reißende Strömung des Flusses mit sich brachte, nach der verborgenen Höhle. Schachtschreiber Rudenz, welcher die Arbeit in dem verschütteten Gange leitete, wurde von den ausgestellten Spähern von der Ankunft des Bootes benachrichtigt. Er eilte von einer seltsamen Ahnung ergriffen an das Gestade. Ein Strick flog an das Ufer.

„Zieht an!“ rief eine heisere Stimme.

Es geschah. Man schaffte das Boot in den Schatten des Gestrippes, welches den geheimen Ausgang überwucherte.

Herr des Himmels!

In der Fähre lag ein bleicher, sterbender Mann, ein Strom von Blut ergoß sich aus der rechten Seite seiner Brust, als er die linke Hand hinwegzog, die bisher eisenfest die weit klaffende Todeswunde zusammendrückte. Mit der rechten Hand allein hat er den schweren Kahn zwar nicht gerudert, aber denn doch gelenkt. Es war eine Mühsal gewesen, würdig jenes Samsons, als dessen Geschwisterkind der Sterbende gegolten in den Tagen seiner Kraft.

Rudenz beugte sich tief gerührt über ihn.

Der Karrenschieber nahm die Rolle Kautabak aus dem Munde, die er vor dem Wagniß gedreht, nicht ahnend, daß es sein letztes Primchen auf Erden werden sollte.

„In Deine Hände, Vater,“ stammelte er, „empfehle ich meinen Geist!“

Ein letztes Stöhnen! Dann war es vollbracht für Diesseits.

Der arme Mann hatte mehr als seine Schuldigkeit für Jeremias gethan.

Er ging aber auch ein zu Gottes ewiger Herrlichkeit!

Eilftes Kapitel.

Geßler in der Falle.

Es ist Zeit, daß wir uns nach den feindlichen Brüdern umsehen.

Sonderbare Laune des Zufalles! Was sie weiland trennte, hatte sie nunmehr geeint. Sie waren Antipoden in ihrem politischen Glaubensbekenntnisse gewesen, sie standen sich in der Diplomatie wie der Nordpol der Südspitze der Erdkugel gegenüber und selbst was das Gebahren daheim, was das Portefeuille der innern Angelegenheit der Reichsstadt anbelangte, dachten sie so verschieden wie Rom's Patrizier und Volkstribun.

Hie Waiblingen, hie Welfen!

Da nahte sich Meister Hämmerling, um Beide mit Hilfe eines Stranges zu verknüpfen. Angesicht im Angesicht wollte man sie an der Raë emporziehen, vielleicht sollte sie auch dasselbe gemeinsame Grab aufnehmen. Im Mutterschoß der Erde ruht jeglicher Hader. Der Tod ist neutrales, nie war er feindliches Gebiet. Sie schlummern im tiefen Frieden, die sich so hartnäckig im Leben bekämpften,

sobald nur einmal kein Blut mehr durchströmt ihre allezeit streitbaren Herzen.

Amen!

Die letzte Wohnstätte der Brüder auf Erden war ein großes Gemach im obern Stockwerke des Wasserthurmes, aus dem eine ungewöhnlich breite Flügelthür nach einem gedeckten Säulengang führte. Rechts befand sich ein Fenster mit schweren Gitterstäben, links ein mit Kreuzeisen gesperrter hoher Wandschrank, an dem kaum die Angeln aus dem Mauerwerke vorsprangen. In der Mitte der Stube stand ein langer Tisch, auf dem Schreibgeräthe und ein paar Flaschen Wein zu schauen; zu seinen Füßen lagen die abgenommenen Fesseln der Gefangenen.

Belauschen wir das Selbstgespräch der Brüder.

Jeremias meinte im Stillen:

„Hätte auf Ehre nicht gedacht, daß ich das bekannte Buch, „die letzten Tage eines Verurtheilten" von Victor Hugo selbst durchleben sollte! Die Lektüre desselben ist anziehender als die Wirklichkeit. Man hegt da ganz sonderbare Gedanken, und um den Hals verspürt man ein ewiges Prickeln, Unangenehme Empfindung! Wie muß erst einem Verbrecher zu Muthe sein, wenn sie die Glocke der armen Sünder zu läuten beginnen? Ein makelloses Gewissen ist dagegen ein so weiches Kissen, daß man selbst als ausgesetztes Menschenkind ruhig darauf einzuschlummern vermag!"

Herbert sprach zu sich selbst:

„Seltsames Spiel des Geschickes, daß ich das Loos meines närrischen Halbbruders theilen muß, und wegen

einem mündlichen Preßvergehen in die Ewigkeit befördert werden soll!"

„Zum Glück," fuhr der Erstere fort, „wird nur meine irdische Wenigkeit gehenkt oder erschossen. Der Geist dauert ewig aus, und es hat noch keinen Kartätschenhagel gegeben, der auch nur einen Soldaten in Gutenberg's Bleiarmee zu erschießen vermochte. Das persische Korps der sogenannten zehntausend Unsterblichen hatte in der grauen Vorzeit kein so zähes Leben, als gegenwärtig diese fünfundzwanzig bleiernen Lettern."

„Dumme Geschichte," meinte der Bürgermeister, „es bleibt immer fatal, wenn man in kriegerischen Tagen ein großes Wort zu sprechen hat. Man denke nur an das Schreiben jenes Gabinierkönigs, darin er den Tarquiniern rieth, alle jene stattlichen Disteln zu köpfen, die zu weit über die Uebrigen hervorragten. Oder war der Fall umgekehrt! Irre ich mich in meinem historischen Citat?! Leicht möglich! Mein Gedächtniß verwirrt sich. So viel steht aber fest, daß in sturmbewegten Zeiten jede Notabilität einem lebendig herumwandelnden Uriasbriefe gleicht. Das hätte ich früher beherzigen sollen. Pfui, schäme dich, Herbert! Es war deine Pflicht auf deinem Posten auszuharren. Ein Ehrenmann stirbt zehnmal lieber, ehe er dem Rechte auch nur ein Jota vergeben läßt!"

Jeremias flüsterte, die Feder ergreifend:

„Uebrigens ist jetzt keine Zeit zu weiterem Selbstgespräche. Ich habe noch ein paar Scheideworte in meine Heimat, die ich heute Morgen zu Papier brachte, Vorsichtshalber ein paar Mal abzuschreiben. Möchten sie wie

Posaunenstöße das schlummernde Deutschland erwecken! Wenigstens darf ich sagen, ich hätte wie jener französische Journalist bis zu dem letzten Blutstropfen ausgehalten, der seinen Bericht über eine Emeute mit den Worten schloß: „Wir haben zwanzig Verwundete und einen Sterbenden, und der bin ich!“

Herbert murmelte:

„Ja, ich durfte dem Rechte kein Jota vergeben! Die Nachwehen dieses Opferganges der Pflicht haben sich bereits eingestellt. Es ist an der Zeit, meinen letzten Willen zu besorgen Habe vielen Mammon zusammengehäuft in meinen Lebenstagen. Schnöder Tand! Er behielt nicht einmal bis zu meiner Bahre seinen Flitterglanz. Möge er meinem Kinde ersprießlicher bekommen! Arme Aphanasia! Ich muß sie vor diesem schurkischen Langer warnen. Der Adel verpflichtet. Also hieß es weiland. Hier aber hat die Noblesse zur Fahne der Ehrlosigkeit geschworen.“

Die Stimme des Bürgermeisters war immer lauter geworden.

Jeremias sah auf.

„Aus diesem bösen Traume,“ sprach er, „muß ich ihm dem doch vor seinem Tode helfen. Ich bin zudem der jüngere Bruder, habe also nachzugeben. Wie ich den Eisenkopf Herbert kenne, gönnt er mir gewiß nicht das erste freundliche Wort. Heda, Bruder Herbert!“

„Was soll es?“

„Höre, um den Langer brauchst Du Dich nicht weiter zu bekümmern!“

„Wie meinst Du dies?“

„Dieser Herr von Schuft beliebten ein stiller Mann zu werden.“

„Todt?“

„Todt, mausetodt! Der Profoß erzählte mir heute Abend, daß Dein zukünftiger Eidam kürzlich in der Halle vor den Gemächern des Gouverneurs erdolcht oder mit einem tugendhaften Bayonnete niedergestoßen worden sei.“

Herbert sprang auf.

„Bruder,“ rief er, „ich möchte Dich für diese Nachricht küssen!“

Der Bürgermeister thaute also bereits auf, der Eisstoß mußte bald im Gange sein.

„Ja küsse mich, Bruder,“ meinte Lobesam, „es ist schon lange her, daß Du keinen so hübschen Gedanken gehabt hast. Die feindlichen Brüder gehören nach Messina, kurz auf die Bühne, aber nicht in das Leben.“

„Dem Menschen war ich nie gram!“

Eine zärtliche Umarmung folgte.

„Der Journalist und die Obrigkeit,“ sprach Jeremias, „lagen sich in den Haaren.“

„Die Presse hat mir freilich viel Verdruß bereitet:“

„Die Presse ist das Gewissen der Staaten. Man wird ihrer erst überdrüssig, wenn sie uns nichts Angenehmes zu erzählen hat. Ist sie doch, wohlgemerkt in ehrlichen Händen, nichts sonst als der Ausdruck des Gesammtwillens der Bevölkerung. Man könnte daher die Tagespresse auch die Mitwelt nennen, sie ist ja die Historie der Jetztzeit.“

„Nur führt sie oft eine sehr derbe Sprache.“

„Bei ihrem Verstummen kommt noch weniger Erquickliches heraus. Je nachgiebiger die Gegenwart schweigt, desto ausgiebiger spricht später die Nachwelt, oder was dasselbe ist, die Weltgeschichte. Deßhalb halte mir die Tagespresse in Ehren, vorausgesetzt, daß ihre Druckerschwärze von ehrlichen Händen verspritzt wird!"

„Einverstanden!"

„Leute, welche ein ehrlicher Mann aus Furcht vor einem moralischen Kontagium kaum mit einer klafterlangen Stange zu berühren wagt; Skribenten, welche das Wort Honorar, d. i. Ehrensold, wenn sie es verlangen, auf Injurie klagen möchte; naseweise Milchbärte, die kaum der Schule entlaufen, diese Camille Desmoulins als Embryo: all dies Gelichter magst Du, wenn sie in der Tagespresse die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, kurz das Volk zu vertreten vorgeben, meinetwegen als verrufene rothe Bannerschaft Stück für Stück an der nächsten Laterne aufknüpfen lassen. Die echten Ritter vom heiligen Geiste aber, die ehrenhaften Heißsporen vom blumigen Styl, die Männer ohne Furcht und Tadel, diese allezeit streitbaren Friedriche von Tinte und Kiel, die sollst Du und das deutsche Volk achten und lieben, die müßt ihr auf eure Schilde heben, wie es die Vorfahren mit ihren Heermeistern und Kriegsfürsten gehalten hatten!"

„Mit ganzem Herzen!"

„Ich habe ein paar ähnliche Worte als Scheidegruß an unsere Heimath gerichtet. Willst Du sie hören?"

„Lies, Bruder, lies!"

„Deutschland, mein Vaterland! Es hat dem Herrn in seiner Gnade gefallen, mir die Palme des Martyrtodes reichen zu lassen. Ich gehe sterben für das freie deutsche Wort, aber noch im Tode bleibe ich der getreue Ekard, und warne dich, und warne Jedermann. Fremde Kriegerschaaren haben deine Gränzen überschritten, und deine Reben, Aehren wie Rosen zerstampft der Streitgaul deiner Feinde. Es war nur deine Schuld! Mangel an Selbstgefühl machte deine Fahnen in den Staub sinken. Ein Volk, das kein Selbstbewußtsein hat, ist mir ein bettelnd Stiefkind der Weltgeschichte! Sei darum einig, baue deine Burg auf deine eigene uralte Ehre! So lange der weiße Hermelinmantel dieser Ehre unbefleckt bleibt, so lange bist du gefeit durch den Herrn wie der Jude Samson; wenigstens ist so viel Stärke in dir, um all die fremden Götzen sammt ihren Knebelknechten mit dir unter dem Schutte eines Welttheiles zu begraben. Darauf werden es aber diese Götzen nicht ankommen lassen, nein, der alte Wahlspruch: „Einer für Alle, Alle für Einen" wird sie über deine Marken hinausscheuchen wie eine zweite Geißel Gottes. Kehrt sie aber dann zurück, die goldene Zeit des Friedens, dann hüthe dich vor den Wölfen im Lammsfelle, vor dem falschen Propheten wahrer Freiheit! Trage Letztere warm im Herzen, denn Freiheit ist das Athemholen der Wahrheit. Ein geistig geknebelter Mensch und ein Adler mit verschnittenen Flügeln sind ein und dasselbe Elend; aber die Freiheit muß man ihrer selbstwillen, nicht wie jene Lügenpropheten des Gewinnes halber lieben; aber die Freiheit muß im offenen Kampfe, Brust

an Brust, Auge im Auge, wie man es im Jahre Dreizehn gehalten, nicht von rückwärts mit dem Banditendolche und der Giftphiole erstritten werden; aber der Freiheit wegen darf man sich nicht zur Schurkerei und Lüge herablassen, ihr geheiligtes Banner entrollt sich nun und nimmer in der Hand eines Diebes, in der Faust eines Meuchlers! Also antworte Deutschland, mein Vaterland, den Wölfen im Lammsfelle! Dein Wahlspruch laute! Hoch die deutsche Ehre! Amen!"

„Hoch die deutsche Ehre!"

„Und nun lasse uns die Schlachtgefilde der Geschichte verlassen, und vor dem Scheiden von der süßen freundlichen Gewohnheit des Daseins einsprechen in dem blumigen Lande der Poesie. Du warst ihr zwar in spätern Jahren nie sonderlich hold, aber ich weiß noch aus unsern Knabenjahren her, daß Dich das hochherrliche Lied „An die Freude" von dem Schwan zu Weimar bis zu Thränen zu rühren vermochte. Erinnerst Du Dich noch an Deine Lieblingsstelle?"

„Ich habe sie nie vergessen."

„Festen Muth in schweren Leiden!"

„Wahrheit gegen Freund und Feind!"

„Ewigkeit geschwornen Eiden!"

Also deklamirten die beiden Brüder, irrig im zweiten Verse, jene bekannte Strophe.

Da rief plötzlich eine dritte holde Stimme:

„Hilfe, wo die Unschuld weinet!"

Es war Aphanasia, die mit Friederike in die Stube stürmte. Gleichzeitig ließ sich links ein dumpfes Geräusch

vernehmen, das aus dem Wandschranke zu kommen schien, im Jubel des Wiedersehens aber von Niemand gehört wurde.

„Meine theure Tochter!"

„Geliebte Nichte!"

„Unsere Henker sind milder als ich dachte," meinte Herbert.

„Oder kommst Du wohl gar," frug Jeremias, „als weiße Taube mit dem Oehlzweig des Friedens in unsere Erdennacht geflattert?"

„Der Gouverneur folgt uns auf dem Fuße," sprach Friederike.

„Der Gouverneur!" rief Herbert stutzend.

„Kommt der Berg zum Thale?" äußerte sich Jeremias.

Der Bürgermeister ahnte augenblicklich, daß man den fremden Gewalthaber durch falsche Versicherungen herbeigelockt haben dürfte. Auch Lobesam sprach sich in diesem Sinne aus, und meinte, er ziehe es jetzt wie immer vor, den bittern Kelch des Leidens, welchen die Ehre darreiche, bis zum letzten Tropfen zu leeren. Der Deutsche, fuhr er fort, habe sich dem Auslande gegenüber bereits so viel vergeben, daß es Zeit geworden, sich Angesichts Fremder nöthigen Falles so hochmüthig zu geberden, wie die ehemaligen Jeke's in Peru, welche nur in die Hände ihrer Konkubinen auszuspucken pflegten.

„Baron Gisbert ist in der Nähe!"

Es war Frau Warner, die also sprach; Aphanasia fügte noch bei, daß Freunde in der Noth nicht so selten seien, als man es im Allgemeinen vermuthe, auch würde

sich dies auch hier auf's Neue glänzend bewahrheiten. Der Bürgermeister lächelte freundlich, und leerte hastig ein Glas Wein auf das Wohl aller treuen deutschen Herzen, ein Toast, dem der Redakteur augenblicklich mit den Worten nachkam, es sei doch angenehm, wenn man sich wie Baron Münchhausen nicht selbst bei den eigenen Haaren aus übergroßem Pech und Unglück zu ziehen brauche. In diesem Augenblicke wurden mehrere Stimmen auf der Treppe laut, und bald erschien der fremde Landvogt Geßler II., wie ihn Lobesam einmal getauft hatte, kurz der Gouverneur nebst seinem steten Begleiter, dem edelmüthigen Obristen in der Armensünderstube des reichsstädtischen Wasserthurmes. Ersterem erging es bei bedenklichen Gelegenheiten wie jener Reichsmiliz in der Posse, welche von dem Bürgermeister zu Schilda um Assistenz der Gerichtsdiener ersuchte, weil ihr einige Rotten muthwilliger Knaben den Uebergang über die Brücke des Stadtgrabens streitig mache. Der Gouverneur athmete nur dann in voller Sicherheit, vor den Furien geheimer Verschwörung, wenn er seinen treuen Pylades an der Seite wußte, dessen scharfe Klinge gleichsam der Weihwedel gegen die Dämonen allenfallsiger Emeute vorstellen sollte, und dies Repräsentationstalent auch bereits mehrmals glänzend bethätigt hatte.

Gisbert zog natürlich eine verdrießliche Miene.

Sollte die Armensünderstube in dem Wasserthurm der Reichsstadt doch eine Art Engpaß nach Küßnacht werden, wobei er die Rolle des Schützen spielen und später seine frohe Kunde, frei seien die Hütten, nach allen Strichen der Windrose ausposaunen wollte. Das kriegerische Ge-

leite ließ sich jedoch einmal nicht beseitigen, und so mußte man es denn versuchen, dem fremdländischen Zwingherrn trotz seiner militärischen Eskorte zuzurufen, er werde in Zukunft dem Lande nicht mehr zu schaden vermögen.

Seltsam war es, daß das Geräusch, das sich in der Nähe des Wandschrankes immer lauter vernehmen ließ, und bereits die Aufmerksamkeit der Gefangenen zu erregen begann, bei dem Nahen des Gouverneurs augenblicklich verstummte, wie die Mäuse zu nagen aufhören, wenn sie Witterung von dem Kater Murr bekommen. Man erzählt sich, daß Anno Dreizehn die Briefe des französischen Polizeiministers Fouché, welche er am Fenster eines in eine schmale Gasse gehenden Gemaches eigenhändig niederschrieb, mit Hilfe künstlich angebrachter Spiegel in einer gegenüber liegenden Stube buchstäblich, Wort für Wort kopirt wurden. Derlei Spiegel ließen sich freilich hinter einem Wandschrank unter Kreuzeisen nicht anbringen, vielleicht aber war hier zu Gunsten der unsichtbaren Akteurs ein Schallrohr im Spiele, wie man es zuweilen in den Bergwerken oder noch häufiger bei einem Belagerungskriege in Minengängen anzubringen liebt?

Hamlet wußte, wer sein Maulwurf sei.

Möglich, daß auch wir den fleißigen Pionier, der hier den Spaten führte, bald von Angesicht zu Angesicht erschauen.

Kehren wir vorderhand in die bewußte Stube zurück!

Der Gouverneur gab sich Anfangs sehr gnädig und herablassend.

„Sie haben es gar nicht verdient, Herr Bürgermeister," sprach er, „daß sich die Gnade meines erlauchten Souverains noch einmal erbarmend eines schwankenden Dieners erinnert; aber in Anbetracht ihrer schwierigen Lage, wie Dank der Bitten ihrer klügern Frau Schwester, wie ihrer reizenden Fräulein Tochter, will ich den saubern Text wie die unhöfliche Predigt vergessen, mit der Sie heute Vormittag mein Ohr zu beleidigen wagten."

„Wie es in den Wald schallt," entgegnete Herbert, „also pflegen wir in unserer ungehobelten deutschen Weise zu sagen! Meine Stimme war einzig nur ein Echo."

„Mir gellen noch die Ohren davon," murmelte heiter der Oberst.

„Lassen wir die Vergangenheit für die Zukunft begraben sein! Möglich, daß ich mit meinem Vorschlag zu rauh herausplatzte. Ich bin es nicht gewohnt, durch die Blume zu sprechen. Doch zur Sache! Es ist also Ihnen wie ihrem Herrn Bruder in der That Ernst, meinem gnädigsten Gebieter den Eid der Treue zu leisten?!"

„Den Unterthaneneid," grollte Lobesam, „möge eher meine Zunge erlahmen!"

„Schwester, Tochter, was ist euch beigefallen? Wagtet ihr mit meiner Ehre zu spielen?"

„Vater!"

„Mein Bruder!"

„Seltsam," bemerkte der Oberst.

„Bin ich in ein Narrenhaus gerathen," wütete Geßler der Zweite, „will man mein Antlitz noch einmal

mit dem Geifer des Hohnes besudeln? Zittere, wer sich dieses Frevels schuldig gemacht!"

Die Damen sanken in die Kniee.

„Erbarmen!"

„Gnade!"

Also ertönte es von ihren Lippen.

„Auf von den Knieen!" donnerte der Bürgermeister.

„Die armen Kinder," seufzte Jeremias.

Der Oberst allein blieb gefaßt, er ahnte, daß es hier noch ein paar verdeckte Karten abzuspielen gebe.

„Ich fürchte vor Wuth zu bersten," keuchte der Gouverneur, „den Eid, den Eid!"

„Nun und nimmer!"

„Nein, tausendmal nein!"

„Gott im Himmel erbarme dich unser!" stöhnte Aphanasia.

„Sende einen Deiner Engel!" seufzte Frau Warner.

„Eine jammervolle Szene," dachte der Oberst.

„Kommen Sie, Herr Oberst! Mit diesem Menschenkehricht hat nur mehr der Henker zu sprechen!"

In diesem Augenblick trat Baron Gisbert mit dem Matrosen in die Stube, Letzterer eilte hastig an das Fenster.

„Ihre Degen," rief der Baron, „meine Herren, wenn ich bitten darf!"

„Noch ein Wahnsinniger mehr!" brüllte der Gouverneur.

Es sollte noch ärger kommen. Die breite Flügelthür flog weit auf, und siehe da, ein Zug Soldaten, die Mus-

keten im Anschlag erhoben, zeigte sich den Blicken des entsetzt zurückprallenden ausländischen Gewalthabers. Die dreifarbige deutsche Fahne flatterte über den Häuptern der Krieger. Es war ein prachtvolles überraschendes Seitenstück zu jener ähnlichen historischen Szene in einem Theater Wälschlands, die weiland eine Verschwörung noch im Keime erstickte. Der Gouvernur wurde weiß wie die Wand. Er mußte sich an einer Stuhllehne festhalten, um nicht in die Kniee zu sinken.

„Hölle und Teufel!" kreischte er.

„Verrätherei!" rief der Oberst.

Damit stürmte er gegen das Fenster.

„Zurück, tapfere Landratte!" warnte Paul eine Pistole hervorziehend.

„Ich bin der Lieutenant Baron Gisbert von den deutschen Freischärlern!"

„Wackerer Junge!"

„Ein wirklicher Percy Heißsporn."

„Das Glück ist kugelrund," fluchte der Oberst.

„Ihre Kriegsgefangenschaft," fuhr Gisbert fort, „soll von keiner langen Dauer sein. Sie haben die Feder nur zwei Mal zur Unterschrift ihres Namens einzutauchen. Hier diese Ordre zum Abmarsche des Bataillons Jäger unten auf dem Platze unterschrieben, dann diesen Geleitschein für die Gefangenen bis an die äußersten Vorposten unterfertigt, und Sie sind noch vor der Morgendämmerung Herr ihres Willens, Herr der Stadt, wie Sie es vor dieser Stunde gewesen!"

„Schande über Schande!"

„Und wenn wir uns weigern?"

„Dann sterben sie beide zur Stunde eines ruhmlosen Todes, wir aber fallen nicht durch das Beil des Henkers, nein, mit den Waffen in den Händen sonder Furcht und Tadel, als echte Enkel des alten Vaters Teut!"

„Her mit den Papieren!" keuchte der Gouverneur.

Er machte Miene, sich an den Schreibtisch zu setzen.

„Sie werden doch nicht," versetzte sein Schicksalsgenosse, „unsere Schmach mit eigener Hand unterschreiben wollen?"

Der Gouverneur zuckte mit den Achseln.

„Man rühmt Sie," flehte Friederike, „Herr Oberst, als einen edlen Mann!"

„O lassen Sie den Herrn Gouverneur gewähren," bat Aphanasia, „es gilt ja mehr Menschenleben zu retten!"

„Mag der Herr Gouverneur," entgegnete der Oberst, sich scheinbar in sein Schicksal fügend, „nach seinem Ermessen schalten und walten! Wäre ich an seiner Stelle, ich wüßte, wie ich mich zu nehmen hätte. So aber schlägt es zu seinem eigenen Glücke aus, daß das Vergehen der Gefangenen in meinen Augen als kein Verbrechen erscheint, sonst würde ich ihm nach den Kriegsartikeln den Gehorsam verweigern, wo nicht gar als einer ehrlosen Memme meinen Degen, so lange ihn der Schwertfeger geschmiedet, in den feigen Leichnam rennen!"

Ende gut, Alles gut!

So denkt wohl der geneigte Leser.

So hofft die freundliche Leserin.

Es thut mir leid, namentlich schon um der Letztern willen, die zweifelsohne bereits im Gedanken das künftige Brautkleid Aphanasiens mustert, in den obigen Ausruf nicht einstimmen zu können, aber unsere Pflicht als getreue Historiker erheischt es, eines neuen Steines des Anstoße zu erwähnen, welcher die Sieger hart am Ziele straucheln zu machen drohte.

Dieser Stein des Anstoßes war die scheinbare Fügsamkeit des Obersten.

Alle Welt meinte ja, nun sei jegliches Hinderniß beseitigt, es gab kein Auge, das nicht mit ungetheilter Aufmerksamkeit an den Händen des Gouverneurs hing, der bereits die Feder ergriffen, um die Ordre an das Jägerbataillon wie den Geleitschein für die Gefangenen zu unterschreiben; selbst Paul, der als gedienter Matrose um gar manchen unvermuthet, daher auch mit Glück ausgeführten Handstreich wußte, vergaß der Wachsamkeit, welche die Vedetten auf der äußersten Vorpostenkette so sehr benöthigen. Die Theerjacke blieb zwar am Fenster stehen, doch hielt sie die Pistole etwas läßig in der rechten Hand. Dies war es, was der Oberst wünschte und hoffte. Er war ein zu herzhafter Mann, als daß er, wenngleich überrumpelt oder verlockt, sich wie ein Hase ohne Gegenwehr an den Löffeln fassen lassen mochte; nein, er gedachte sich wie ein Dachs, in seinem Baue überfallen, bissig auf Tod und Leben zu vertheidigen, oder wie der Fuchs im Felleisen sich eher das beschädigte Bein abzubeißen, als lebendig in die Hände des Waidmannes zu fallen.

So sprang er denn rasch vorwärts.

Mit der rechten Hand die Pistole des Matrosen zu Boden zu schmettern und gleichzeitig mit der Linken das Fenster einzuschlagen, war das Werk eines Augenblickes, eines flüchtigen, aber nur zu entscheidenden Momentes.

„Verrath," donnerte er, „zu den Waffen, zu den Waffen!"

Ein weiteres Unglück wollte, daß ein paar Freischärler, vom kriegerischem Ungestüme hingerissen, ihre Büchsen nach dem lärmschlagenden Degen abschossen, und so brach wohl der Oberst, dies ritterliche Herz ohne Schimpf und Fehl, zwar tödtlich getroffen zusammen, aber gleichzeitig wirbelten auf dem Platze die Trommeln, das Schützenbataillon trat in das Gewehr, ein paar wirkliche Alarmschüsse krachten durch die stille Nacht, und die gesammte Besatzung eilte nach ihren für einem solchen Falle bezeichneten Posten. Geßler's Bewältiger steckten in der eigenen schlimmen Falle.

Alles schien verloren.

Der Gouverneur, von Gisbert gedrängt, unterschrieb freilich die Marschordre wie den Geleitschein, aber die Schützen unten wußten, daß er überfallen, daß er gefangen sei, und so wollte der kommandirende Oberstwachtmeister seine Befehle nicht länger mehr respektiren, ja viele andere herbeistürmende Stabsoffiziere erklärten einstimmig, wie es sie freue, des längern Oberkommando's einer bekannten Memme ledig geworden zu sein.

Der Kommandostab zerbrach in der Hand des Gouverneurs.

Was aber weiter beginnen? Der Wasserthurm war zwar so fest gebaut, daß ihn auch eine handvoll entschlossener Leute mehrere Stunden gegen ein par tausend Mann zu halten vermochte, aber schließlich mußte man denn doch der allzugroßen Uebermacht erliegen, und was sollte dann nach dem gelungenen Sturme aus den beiden hilflosen Frauen werden? Friederike blieb zwar gefaßt, aber das Amazonenthum Aphanasiens wollte sich durchaus nicht bewähren; es war, wie wir vermutheten, nicht Sein sondern Schein gewesen, und so rang sie denn wie jene wälsche Fürstin verzweifelnd die Hände, statt wie der „Jäger Karl" sonder Zagen in die Reihe der Feinde zu stürmen. Bei ihr galt der Trommelschlag nicht länger wie in Europa als militärisches Signal, nein, höchstens wie in Indien als Gerassel einer Beschwörung, mit der man fruchtlos die bösen Geister auszutreiben sucht, welche ein bleiches Menschenkind befallen. Hier heißen diese bösen Geister einfach Furcht und Entsetzen. Kalter Schweiß stand auf der Stirn der Aermsten.

Gisbert schloß unwillkührlich die Augen.

Er gedachte jener alten Sage von dem tapfern Ungarhelden, der, die Unmöglichkeit weitern Kampfes erkennend, sein zitterndes bildschönes Weib auf die Kroupe seines Streitgaules nahm und im wildesten Davonjagen den blutigen Turbanträgern zu entfliehen suchte. Sie kamen jedoch immer näher, die beschnittenen, ungläubigen Hunde, und der erschöpfte Renner vermochte die Doppellast nicht länger zu tragen. Verzweiflungsvoll blickte der Ungarheld nach dem todtbleichen Antlitz seiner Liebe. Noch ein stür-

mischer Händedruck, noch ein glühender Kuß, dann stößt er seinem holden Weib, so wie das keusche Frauengebilde es verlangte, den Stahl tief in das vielgetreue Herz, er selbst aber sprengt dann zurück in die Schlachthaufen der Moslimen und endet, todtgebend, todtfindend, auf einem Hügel von feindlichen Leichen.

Aphanasia war jedoch kein unerschrockenes Ungarweib. Sie brach halb ohnmächtig zusammen. Auch Herbert und Jeremias stimmten aus Angst um Tochter und Nichte für rasche Waffenstreckung. Die beherzten Freischärler wollten jedoch keine Sterbenssilbe von diesem schmachvollen Schritte wissen, nein, sie gelobten sich, den Wasserthurm bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Gisbert wie Paul mußte also mit schwerem Herzen den Kampf aufnehmen, und die Frauen dem Schutz der Allmacht anvertrauen.

Es war eine trostlose Szene.

In diesem Augenblick ließ sich plötzlich ein feierlicher Choral vernehmen. Er lautete:

Vor unvorhergesehenen Gefahren — bewahre uns, o Gott!

Vor fallendem Gestein — bewahre uns, o Herr!

Vor bösen Wettern — bewahre uns, o Gott!

Vor zuschießenden Wassern — bewahre uns, o Herr!

Vor Feuer — bewahre uns, o Gott!

Vor jähen Tod — bewahre uns, o Herr!

Es war die Litanei, wie sie einfahrende Bergleute zu beten pflegen. Gleichzeitig erdröhnten schwere Schläge, der Wandschrank ging in Trümmer, und an der nunmehr offen stehenden Mündung eines schmalen Ganges erschienen

der Schachtschreiber Rudenz und seine wackern Knappen in Grubenkleid aus Linnen. Fahles Licht beleuchtete die Gruppe.

Allgemeines freudiges Erstaunen!

Es war jedoch keine Zeit zu weitläufigen Erläuterungen. Rudenz mahnte zum Aufbruche. So schritten dann die drei Geschwister nebst dem bangen Fräulein hastig nach dem nothdürftig hergestellten geheimen Gange. Der Gouverneur wurde von Paul geknebelt und an einen Armstuhl gebunden, während der Baron und seine Getreuen ein heftiges Feuer gegen die feindlichen Scharfschützen eröffneten. Die Flüchtlinge hatten kaum zehn Schritte in wagrechter Richtung zurückgelrgt, so hörten sie auch schon einen warnenden Anruf. Der Schachtschreiber hieß sie einen vorsichtigen Blick in die Tiefe wagen, und da sahen sie denn unten einen Funken glühen, gleich einem Sterne in weiter Ferne schimmernd. Es war ein Grubenlicht. Die Tiefe betrug fast die doppelte Höhe des ersten Stockwerkes des Wasserthurmes. Man hatte nämlich glücklicherweise bei der ehemaligen Verschüttung nur die beiden Stollen, um uns bergmännisch auszudrücken, kurz den obern wie untern wagerechten Zugang unwegsam gemacht, der eigentliche Schacht oder senkrechte Gang war unangetastet geblieben. Wir sagten glücklicher Weise, weil es sonst bei der Höhe des Thurmes den emsigen Bergleuten trotz allen Fleißes nicht möglich gewesen wäre, ihr Werk in so wenigen nächtlichen Stunden zu vollenden. So hatten sie aber nach der Wiederherstellung des untern Stollens bloß ein paar ihrer gewandtesten Kletterer an die Arbeit zu beordern, um mit Hilfe ihrer allmälig übereinander angebrachten und befestig-

ten Strickleitern nach dem obern Gange zu gelangen. Auch hielt es so leicht, sich den Rückzug zu decken.

Man brauchte nur die Strickleitern allmählig wegzunehmen.

Deßhalb blieben auch zwei der flinkesten Bergleute mit ihren Grubenlichtern in der Armensünderstube zurück, während die Uebrigen den Flüchtlingen bei dem Herabsteigen an der schwanken, fliegenden Treppe hilfreich die Hände boten. Die kleine Karavane erreichte auch in Kürze zwar mühsam, aber rasch die verborgene Höhle am Flußgestade. Der Schachtschreiber kehrte nun rasch an die untere Mündung der Abteufung oder des Schachtes zurück, und pfiff dort gellend auf den Daumen, ein Signal, welches seine oben zurückgebliebenen Gefährten allsogleich abnahmen und wiederholten. Die Freischärler schossen auf dies Zeichen gleichzeitig ihre Büchsen auf die heranstürmenden Feinde ab, eine Decharge, welche Letztere für ein paar Augenblicke zurückprallen machte. Dann eilten auch sie zu den Strickleitern. Gisbert und Paul folgten. Die beiden Bergleute warteten, bis das letztgenannte Paar festen Fuß in der Tiefe gefaßt hatte, dann traten auch sie den Rückzug an, indem sie allmälig die übereinander befestigten Strickleitern abnahmen. Eine weitere Verfolgung war durch dieß einfache Vorgehen wenigstens für ein paar Stunden eine platte Unmöglichkeit. Die Flüchtlinge, Gisbert und Paul schifften in dem bereit liegenden Kahn über den Fluß, und gelangten ungefährdet an das jenseitige Ufer, da die Belagerer damals natürlich noch nicht das Mindeste von der Wiederherstellung des verschütteten Ganges wissen konnten.

Es versteht sich wohl von selbst, daß an dem jenseitigen Ufer Wägen wie Pferde zur weitern Flucht in Bereitschaft standen.

Die Freischärler, welche des Schwimmens kundig waren, stürzten sich leise in den Strom, die Uebrigen eilten, von den Bergleuten geführt, auf dem Pfad durch die Katakomben nach der Behausung des Nachtkönigs, von wo aus sie später in Verkleidung nach der Stadt entwichen, und so kam es, daß die Belagerer, als sie endlich die Thore einschlugen und in den Wasserthurm eindrangen, zu ihrer größten Verwunderung, wie zu ihrem bittersten Aerger kein weiteres feindliches Menschenkind mehr zu bewältigen vorfanden, sondern einfach nur die unblutige Aufgabe zu lösen hatten, Geßler den Zweiten des halberstickenden Knebels wie der fesselnden Bande zu entledigen.

Letzterer glaubte vor Wuth und Scham vergehen zu müssen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Hier die im Purpur der Ehre, im eigenen Blute prangende Leiche des tapfern Obersten, dort die geknebelte und gebundene Jammergestalt des getäuschten Gewalthabers? Beide waren in die Falle gerathen, beide hatten sich gleichmäßig überlisten lassen, aber Blut sühnt auch den Fluch des Lächerlichen, während Feigheit dem komischen Antlitze eines Betrogenen noch das Brandmal allgemeiner Verachtung aufdrückt.

Schlummere ruhig im Purpur der Ehre, feindliches Heldenblut!

Friede sei mit Dir!

Zwölftes Kapitel.

Ein Jahr später.

Ein Jahr war vorüber gerauscht.

Sein Nekrolog ließ sich nicht blumig schreiben. Der Krieg lief ja, um mit Lenau zu sprechen, mit blutiger Mütze durch so viele Gaue, im Pulverdampfe verlebten die holden, anmuthigen Kinder der Kunst wie Nebelgebilde, und der Kanonendonner übertäubte die märchenhaften Lieder der Poesie. Die bleiche Lieblingsschwester des ehernen Schlachtengottes, die morgenländische Seuche, schritt als Gottesgeißel spukhaft durch so manches blühende Weichbild, und Gräberstille folgte ihrem unhörbaren, unheimlichen Tritte, wie man es liest in der Sage der verzauberten Stadt. Es war ein schauervolles Jahr, und die Weltgeschichte wird es mit einem rothen Kreuze bezeichnen, wie man es in Gegenden zu halten pflegt, wo es unsicher zu reisen ist, und der Wandersmann Gefahr läuft, unter Mörderhänden angstvoll zu verbluten.

Alles vergeht, nichts besteht!

Der Kelch, welcher mit Wermuth gefüllt ward, hat so gut seinen letzten Tropfen, als der goldene Becher, darin uns das Glück seinen süßen Nectar kredenzte. Die unwirthbarste Wüstenei weiset eine Gränze, hinter welcher

die Blumen auf's Neue zu blühen beginnen, wie die lachendsten Thäler endlich doch zu rauhen, edlen Felsenklüften führen. Auch in dem Leben der Sonntagskinder de Freude ragt zeitweise ein Dorngestrüppe empor, und im Dasein der Söhne des Jammers gibt es zuweilen, wenn auch selten, sehr selten eine heitere blaue Stunde voll Sonnenschein und Duft!

Alles vergeht, nichts besteht ewig!

Die Römer galten als Welteroberer, aber auch ihr Joch zerbrach in Deutschland am Tage der Cheruskerschlacht Die Legionen des Varus fanden ein ruhmloses Grab, und nicht besser erging es den Herren jener Großmacht, welche zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, die germanischen Völkerstämme mit Krieg überzogen. Deutschland erhob sich wie im Jahre Dreizehn als ein einziger Mann, und wieder gab es ein Leipzig für die fremden Streitmassen, gleichviel unter welchem Banner sie auch fechten mochten. Wie der Sturm im Herbste welke Blätter aufwirbelt und vor sich her treibt, also scheuchte der Klang des deutschen Sturmhornes das reißende Gethier, Krieg geheißen, weit über die heimischen Marken hinaus.

Bald darauf kehrte der Friede heim mit seinem holden Oelzweig.

In der Residenz einer deutschen Großmacht tagte ein europäischer Kongreß. Es war seine Aufgabe, die Karte unseres Welttheiles zu revidiren. Das deutsche Schwert hatte entschieden, und so sprach auch deutscher Geist aus den meisten Entwürfen zur Revision der Länderkarte von Europa weshalb denn auch die kleine mit einer ungesunden Ziaober-

röthe geschminkte Opposition bei brennenden Fragen dem Leichnam einer begrabenen Täuschung glich, der von den Todten aufersteheu will. Freilich gab es auch unter der Majorität der Männer genug, welche durch bittere Erfahrungen gar viel von ihren frühern edlen Illusionen verloren hatten, und daher nicht mehr nach der Gelegenheit suchten, sich für Deutschland an das Kreuz nageln zu lassen.

Bürgermeister Herbert zählte zu den Letztern.

Wir sagen dies nicht zu seinem Nachtheile. Er hatte im Sturme der Zeit nur erkannt, daß er in frühern Tagen nicht so sehr irrte, wenn er an der Wiedergeburt des römisch deutschen Reiches nach seinem mittelalterlichen Schnitte zweifelte. Dabei galten ihm jedoch die Goldklumpen und Silberbarren der Reichsstadt, welche er auf dem Kongresse vertrat, nicht wie früher mehr als die Namen Nationalität und Vaterland. Besonnener Fortschritt auf dem Pfad zur deutschen Einheit war sein Wahlspruch geworden. Besonnenheit ist oft die Mutter der Nachgiebigkeit. Ein Wechsel auf Nachgiebigkeit ausgestellt, pflegt aber überall honorirt zu werden. Der Bürgermeister war daher dekorirt worden. Er trug jedoch ein vaterländisches Ordensband im Knopfloche. Die Weissagung des Gouverneurs ging in Erfüllung, freilich in ganz anderer Weise, als es jener falsche Proset vermuthet hatte.

Auch Jeremias ward dieser Dekoration würdig befunden worden.

Er wies jedoch das Band mit den Worten zurück, die kleineren Lettern seiner Presse seien unbändige Auerstiere,

sie könnten sich daher scheuen, wenn sie etwas Rothes an ihm erblicken würden. Wir wissen Lobesams Antworten pflegten immer etwas derb auszufallen. Auch hoffte er eben nicht viel von dem europäischen Kongresse. Jeremias verschwieg dies auch nicht in seinem Zeitungsblatte und erinnerte, wenn er zuweilen mit den Ablegaten aller Mächte anband, an König Richard von England, als dieser einmal, jeder Zoll Löwenherz vor den geschlossenen Gliedern der finster blickenden Tempelritter sein Streitroß herumtummelte, fort und fort rufend: „He da! Eure Damen haben alle die Sommersprossen! Will keiner eine Lanze brechen für die beleidigte Schönheit?“

Friederike Warner gab ihm im Stillen eben nicht Unrecht.

Schachtschreiber Rudenz trieb es noch ärger.

Er wagte in einem Winkelblatte die tagenden Botschafter und Bevollmächtigten mit Ja nickenden chinesischen Pagodenköpfen zu vergleichen, und meinte, der Kongreß liege eigentlich im Sterben, obgleich er keinen Geist aufzugeben habe. Man könne in seinem Versammlungssaale wie Carrier rufen, hier sei Alles schuldig bis zur Glocke des Präsidenten. Das war denn doch zu arg, und so rieth ihm denn sein Vorgesetzter, der alte Berghauptmann zu einer Luftveränderung bis auf jene bessern Tage, da es einmal Mode werden sollte, die deutsche Presse als das magische müroscopische Augenglas von „Meister Floh“ gelten zu lassen, mit dessen Hilfe man die Gedanken des Volkes zu lesen vermöge. So verschwand denn Rudenz eines schönen

Morgens aus dem Bergwerke. Vielleicht treffen wir ihn auf einem spätern Wandergange.

Und Aphanasia?

Sie war ihrem Vater nach der erwähnten Residenz gefolgt.

Wo aber blieb Baron Gisbert?

Im vorigen Jahrhundert kam ein Gesandter von Tunis oder Tripolis nach London, der sich in Bälde als Meister in dem edlen Spiele, welches die Araber nicht mit Unrecht Szend renge, das ist „hundert Sorgen" nennen, kurz als Genie auf dem Schachbrett erwies, und die berühmtesten Schachspieler der Themsestadt in Verzweiflung stürzte. Philidor in Paris galt damals als König der Schachspieler. Er ward um schwere Kosten verschrieben, kam, sah — und siegte! — Gott bewahre, er spielte schön, er spielte meisterhaft, aber er unterlag wie ein Kind, das unter einer Grenadiermütze erstickt und der Afrikaner meinte trocken, aus dem Manne könnte, falls er noch ein paar Jahre mit ihm spielte, vielleicht noch etwas werden. Philidor flüsterte „Dementi à moi", God-dam riefen ärgerlich die Britten.

Erst jetzt nahm Europa in Asien an Afrika vollgiltige Revanche.

Der Schauplatz ist Damaskus, wir befinden uns in einem kleinern niedern Gemach mit einigen schmalen Fenstern nach dem Barrady, das sich auf den ersten Anblick als eine morgenländische Kaffeebude oder besser gesagt Raucherkneipe erweist. Auf dem morschen Divan ruhen in einem Halbkreise mehrere Anhänger des Profeten in der Uniform

des Nizam, mit dem Feß auf dem Haupte wie im altorientalischen Kostume. Tassen mit den duftigen Mokkatranke werden geräuschlos herumgereicht, gleichzeitig wird der aromatische Tutur in den üblichen Chibuks präsentirt. Tiefe Stille herrscht in dem Gemache, man würde eine Nadel auf die Teppiche fallen hören.

Befinden wir uns in einem Kriegsrathe?

Ueberlegt man, wie das Bombardement von Sinope zu erwidern? Entwirft man Pläne. um die Verbindung mit den Tscherkessen mit Gewalt der Waffen herzustellen Gilt es eine lebendige Rose irgend eines Harems in Damaskus zu ersäufen, weil sie ein fremder Falter buhlerisch zu umgaukeln wagte? Kommentirt man den Koran? Weit gefehlt und groß geirrt!

Szend-renge! Hundert Sorgen!

Also lautete die Parole. In der Mitte des Gemaches befindet sich ein Schachbrett. Zwei Spieler messen ihren Scharfblick, ihre Berechnung. Der Eine ist ein kleiner betagter Egyptier mit listig funkelnden Augen, der Andere ein hoher junger Mann in europäischer Tracht. Dieser Sohn des Westens hat bisher die besten Schachspieler Syriens mit leichter Mühe auf das Haupt geschlagen; er gibt ihnen sieghaft einen Läufer oder Springer vor, falls sie sich der europäischen Spielweise bequemen, nach welcher der Pion oder Bauer von Hauseaus zwei Felder auf einmal zurücklegen darf. Man hat, die Ehre des Morgenlandes zu retten und zu rächen, die erste Schachnotabilität Afrikas um schwere Kosten aus Kairo verschrieben. Er, dessen Ruhm von der Piramide des Cheops bis nach Oran und den Säulen des

Herkules reicht, soll die Scharte auswetzen, die man dem Damaszener Syriens geschlagen. Man nennt ihn ja nur den Iskender, das ist den Alexander den Großen des Schachspieles, er wird doch diesen wunderbaren Satan aus Franzistan zu besiegen wissen?

Man spielte nach europäischer Weise.

Der Egyptier hatte bereits die erste Parthie verloren, bei der er sich im Anzuge befand, aber der Kampf war hartnäckig, sehr hartnäckig gewesen. Der besiegte Urenkel der Pharaonen bekam trotz seiner zähen Tapferkeit gelinde Angst vor dem gewaltigen Gegner, welcher den rechten Gegenzug bei seinen sinnreichsten Kombinationen ohne alles Nachdenken, so zu sagen spielend zu treffen wußte. Nun war der Fremde im Anzuge.

Er gab Gambit.

Der Egyptier kannte die Lineamente der Vertheidigung und spielte daher Anfangs ohne besondere Aufmerksamkeit. Plötzlich aber that sein Gegner einen neuen Zug, welcher den Afrikaner gänzlich zu verblüffen schien. Es war dies aber auch ein sehr bedenklicher folgenschwerer, ganz satanischer Zug. „Le jeu du diable" nannte ihn der französische Konsul in Damaskus, den Schritt des Eblis, zu deutsch, den Zug des Teufels, hießen ihn die syrischen Schachspieler. Man hegte abergläubische Scheue vor dieser Spielweise, da sie nach wenigen Zügen zur gänzlichen Niederlage des Gegners führte. Dies war auch hier der Fall. Der Egyptier gab sich für besiegt und flüsterte, er wisse wohl gegen Menschen, aber nicht gegen Anbeter des Teufels — eine bekannte Religionssekte im Kurdenlande — zu kämpfen.

Allgemeine Aufregung!

Die Türken rauften sich die Bärte aus.

„Ein wundervoller Sheitan!“ rief bloß der aufgeklärte Pascha.

Den meisten Aerger verrieth der Imam von Damaskus, ein orthodoxer Abu Sharwel — Vater der weiten Beinkleider, wie die Türken im Morgenlande genannt werden — der alle Neuerungen tödtlich haßte und deshalb auch die alttürkische Tracht nie abgelegt hatte. Der Mann war so erbittert, daß er den Zug des Teufels durch die muhamedanische Geistlichkeit förmlich verbieten und dies Verbot durch den Muezzin von dem Minaret herab verkünden lassen wollte, eine Albernheit, welche der Stellvertreter des Padischah in Syrien jedoch noch zur rechten Zeit zu verhindern wußte.

„Der Zug des Teufels?“

Wir wissen bei dieser, wie wir ausdrücklich bemerken, historischen Begebenheit nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob etwa die Spielweise des Allgaier damit gemeint sei, nach welcher der rechte weiße Thurmbauer vom Hause aus zwei Schritte macht, es ist uns nicht bekannt geworden, ob es das Kunststück Evan's oder das Gambit des Muzio gewesen, den fremden Schachspieler aber kennen wir wie unsere Leser sehr wohl, da er sich Baron Gisbert schreibt.

Wie kam er nach Damaskus?

Er begleitete Anfangs Aphanasia und ihren Vater nach der Residenz, wo der Kongreß statt fand, dort aber erwachte die Gefallsucht des Fräuleins aufs Neue, und die reizende Kokette trieb es zuweilen so schlimm, daß der

Othello in der Brust des Freiherrn erwachen mußte, ein Umstand, der natürlich zu stürmischen Händeln zwischen den Brautleuten führte. Nach ein paar solchen Szenen hielt man es für das Heilsamste, daß sich die Liebenden für einige Zeit trennen sollten, was denn auch Gisbert ohne feigen Zögern in Ausführung brachte. Er ging in der ersten Aufregung auf Reisen. Paul, der im Hause des Bürgermeisters schon oft wieder Lust verspürte, klar trommeln zu lassen, begleitete den zürnenden Bräutigam. Der Baron verwünschte freilich schon nach einigen Wochen seine Reisehast, aber er war zu stolz um den ersten Schritt zur Versöhnung reuiger Herzen zu wagen. Auch zeigte sich Aphanasia in ihren Briefen eben nicht stark in der Rolle einer bußfertigen Magdalena. Gisbert litt unsäglich, und nur über das Spiel, das Leibnitz eine Wissenschaft nannte, vergaß er auf Stunden die „hundert Sorgen" seiner Liebe. So dehnte er denn seine Ausflüge immer weiter aus und unternahm endlich die große Tour nach dem Morgenlande.

Wir glauben nicht, daß er so bald zurückkehren werde.

Und das Fräulein?

Friederike Warner erhielt fast um dieselbe Zeit einen Brief von ihrer Nichte. Er lautete:

„Theure Tante:

Fest drängt sich auf Fest. Wir leben in einem ewigen Freudentaumel und der Himmel hängt allüberall voll Geigen Du weißt zweifelsohne bereits aus den Zeitungen, daß die jüngste große Gala an Pracht der Gewande und Edelsteine

an die Märchen der tausend und einen Nacht erinnerte namentlich verdunkelte die Monarchin im Glanze ihrer Diamanten, gleich der Sonne alle übrigen Gestirne weiblicher Schönheit. Es weiß aber auch niemand den neu üblichen Manteau de Cour mit solcher Majestät und Anmuth zu tragen. Hier scheitern oft die jüngsten Damen, obgleich sie bisher als Muster der Grazie galten. Leider hat die böse Welt bei so mancher noch obendrein eine fast komische Unbehilflichkeit im Tragen der Schleppe zu belächeln. Ich übte mich darin stundenlang vor dem Spiegel.

Uebung macht den Meister.

Mein Kostüm war zudem wahrhaft originell, und bestand dasselbe aus einem Hofmantel von weißem Atlas, der rund herum mit einer legeren Guirlande von schwarzen Sammetblumen bedeckt war, die man noch obendrein mit Golddrath bestickt hatte. Diese kohlschwarzen Blumen, auf denen das glitzernde Gold prangte, nehmen sich auf dem glatten, blendend weißen und glänzenden Atlas ganz feenhaft aus. Tausend bewundernde Blicke waren nach mir gerichtet.

Der französische Gesandtschaftssekretär Chevalier Lemaitre hatte meine Wahl auf dieß ebenso kleidsame, als prachtvolle Kostüme gelenkt. Es ist dieß ein allerliebster, freilich schon etwas ältlicher Mann, der in Sachen der Mode als erste Notabilität gilt. Die Franzosen verstehen es überhaupt allein anziehend zu plaudern. Da verfliegen die Stunden wie eben so viele Sekunden. Und das ist denn doch die Hauptsache. Man ist jung, man will sein Leben genießen.

Später kommt ohnehin die aschgraue Langeweile am häuslichen Herde. Sorge Dich aber ja nicht um meine Wenigkeit. Ich lese sehr oft ein gutes deutsches Buch, aber ewig Liebeslieder durchblättern oder Ringelblumen pflücken wird denn doch auf die Dauer ein etwas eintöniges Vergnügen, wie es nur einer Stockdeutschen zu behagen vermag. Ich liebe die Nachtigall, aber auch die geschwätzige Elster macht mich zuweilen herzlich lachen. Väterchen läßt Dich grüßen. Er ist gesund und gilt viel bei Hofe. Ich muß eilen zu schließen. Es gibt heute ein großes Ballfest bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Tausend Grüße und Küsse von Deiner Dich liebenden Nichte

Aphanasia."

Nachschrift.

„Ich vergaß Dir zu melden, daß ich durch die Aufmerksamkeit des erwähnten Legationssekretärs in den Besitz eines allerliebsten schwarzen Löwenhündchens gekommen bin. Es hört auf den Namen „Dearling", und liegt fortwährend auf dem reichen türkischen Shawl, den mir jüngst der Baron aus Stambul gesendet. Armer Gisbert! Wie wird das enden?"

„Erziehung wird zur zweiten Natur," seufzte Friederike, das Schreiben zusammenfaltend.

„Wie wird das enden," also fragen auch wir.

Uns bedünkt Aphanasia ein Seitenstück einer bekannten Romanfigur, Namens Güldana.

„Welttrieb und Herzlieb!"

Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte „Leier und Schwert“ Nummer Zwei in einem andern Gefecht bei Gadebusch zertrümmert!

Wir schließen.

Unser zwölftes Kapitel ist zwar noch nicht zu Ende, mögen es jedoch unsere geneigten Leser und Leserinnen nach eigenem Belieben fertig schreiben!

Ende.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Erstes Kapitel: Feuilleton und Leitartikel	1
Zweites Kapitel: Der Fechter von Ravenna	20
Drittes Kapitel: Polemik und Bulletin	40
Viertes Kapitel: Das Lied vom armen Manne . . .	57
Fünftes Kapitel: Vehmrichter und Landstürmler	80
Sechstes Kapitel: Muse und Bellona	97
Siebentes Kapitel: Sturmhut und phrygische Mütze . . .	119
Achtes Kapitel: Zündende Worte	149
Neuntes Kapitel: Mene thekel upharsin	175
Zehntes Kapitel: Schänke und Katakomben	195
Eilftes Kapitel: Geßler in der Falle	217
Zwölftes Kapitel: Ein Jahr später	239

L. C. Zamarski & C. Dittmarsch.

Y66

$ 10.-